

WALTER BASAN



Das Geheimnis der
**MAGDEBURGER
HALBKUGELN**

Walter Basan
Das Geheimnis der
Magdeburger Halbkugeln

WALTER BASAN

Das Geheimnis der
Magdeburger Halbkugeln



ALTBERLINER VERLAG LUCIE GROSZER

Textbilder und Einbandzeichnung: Horst Schönfelder

Für Leser von 12 Jahren an

11.—20. Tausend

Copyright 1954 by Altberliner Verlag Lucie Groszer, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Lizenznummer 369 · 110/14/56

B e v o r e s r i c h t i g l o s g e h t

Die Sache mit dem Firlefanz und was dahinter steckt

Es war um die Zeit der dicken Mandeln und der nassen Füße. Anfang November also, wo die ganze Welt nur aus grauen Nebeln und Krankheitsbakterien zusammengesetzt scheint. Irgendwo in einem der mühsam instandgesetzten Mietshäuser der alten Elbestadt Magdeburg, beschlugen ein paar Fensterscheiben vom Wasserdampf heißer Zitronenlimonade. Wenn das Leben und Treiben auf der Straße solange nur schemenhaft zu erkennen gewesen war, so führte der Niederschlag auf den Scheiben nun dazu, die beiden Menschen hinter dem Fenster von ihrer Umwelt vollends abzusondern.

Es störte sie nicht, ja, im Grunde genommen waren sie froh darüber, denn sie schufen sich eine Welt ganz eigener Art. Die lag ausgebreitet auf einem großen Tisch vor ihnen und wurde in dem Maße lebendig, wie sie gewillt waren, ihr Leben zu verleihen. Nicht, daß es sich bei den beiden Menschen um hochgelehrte Professoren oder geniale Erfinder handelte, die sich anschickten, uralte Träume der Menschheit zu verwirklichen. — Die beiden waren Geschwister, hießen Iska und Harald und drückten jeden Tag, für die Dauer von fünf oder sechs Stunden, treu und brav die Schulbank. Sie waren weder Sonderlinge noch Musterkinder; Musterkinder schreiben „Saugpumpe“ nicht mit „ch“ und stibitzen einander nicht den Zucker aus dem Limonadenglas. Aber Iska und Harald taten es. Doch das war nicht die Hauptsache. Die Hauptsache bestand für sie in etwas ganz anderem — eben in der Vervollständigung dessen, was vor ihnen auf dem Tisch lag.

Bei flüchtigem Hinsehen konnte man es freilich für irgendwelchen

nichtsnutzigen Kram halten – den Stapel Zeichenpapier, die auseinandergenommenen Lichtschalter, Autobatterien und Weckeruhrwerke, die Tuschfarben, das Drahtgewirr, die Bildervorlagen, Pappkartons, Holzleisten, Blechdosen und was sonst noch dazugehören mochte.

„Sauchpumpe“ stand auf dem Schild, das an einer, aus allem möglichen Altmaterial gefertigten Konstruktion befestigt war. Das war Haralds Werk. Harald spielte leidenschaftlich gern Fußball (wenn er nicht gerade physikalische Experimente machte) und besaß so etwas wie einen untrüglichen Instinkt für technische Zusammenhänge (was man von seiner Rechtschreibung allerdings nicht ohne weiteres behaupten konnte).

Während Harald sein Zitronenwasser noch nicht einmal bis zur Hälfte ausgetrunken hatte, leckte Iska schon den Löffel ab, drückte hinterher das leere Glas gegen den Mund und ließ beide Hände los.

„Laß man hinfallen!“ sagte Harald, indem er die Spielerei interessiert verfolgte.

„Hmm mmmm hm mmmm hmmm“, antwortete Iska, und es hörte sich an, als ob ein Bauchredner mit Wucherungen chinesisch spricht. Iskas Mund wurde dabei dick wie ein Schweinerüssel; aber das Glas fiel nicht zu Boden, es blieb da, wo es war – wie angeleimt. Und Iska machte: „Hmmmm hmmm mmm hm.“

„Sieht dir ähnlich!“ sagte Harald sehr abfällig.

„Hmmmm hmmm mm . . .“

„Blödsinn!“

„Hmmmhm mmhm hm!“

„Firlefan!“ – Harald wandte sich ab. Gleich darauf machte es „Blupp“ und der gläserne Rüssel fiel in Iskas Hände. Rings um ihren Mund markierte sich ein Rand so groß und so rund wie der Umfang des Glases.

„Merkst du was?“ fragte Iska und hielt sich schon wieder das Glas vor den Mund.

Harald sagte gar nichts.

„Daoschuoschauuuuutschouuuuhcouutsu . . . ich meine, das gehört auch dazu“, sprach Iska die zunächst ins Glas gesagte Entgegnung ins reine.

„Wozu?“

„Na, zu unserem Plan“, entgegnete Iska.

„Was hat denn dein komisches Glas mit Otto von Guericke zu tun?“
brauste Harald auf.

Iska lächelte bloß. Dann kräuselte sich ihre Nase, und die Augen wurden ganz klein und der Mund so breit, daß die Ohren fast Besuch bekamen. Das Grienien sollte soviel bedeuten wie: Ach, du grüne Neune, wie kann der Mensch nur so begriffsstutzig sein . . . – Harald kannte das schon. Es wurmte ihn aber immer wieder.

„Überhaupt ist das gar nicht deine Sache, herumzuxperimentieren!“ erinnerte Harald die Schwester. „Malt der Rudi etwa deine Bilder, oder schreibe ich seine Aufsätze?“

„Wär ja auch eine Katastrophe!“ winkte Iska mit einer wegwerfenden Handbewegung ab. „Du und Rudis Aufsätze schreiben . . . von wegen: Konschtruksjon, Ingeschenör und so . . . nicht auszudenken . . . Der gute, alte Guericke würde, schätze ich, vor Empörung von seinem Denkmalsockel auf dem alten Markt steigen . . .“

„Als ob es bloß auf das Geschreibsel und deine Bilder ankäme . . . Meine Modelle sind wohl überflüssig, wie?“ regte sich Harald auf und deutete auf eine Anzahl aus Draht, Blech, Glas und Knetgummi fein säuberlich gefertigter Gerätschaften, die auf der Fensterbank nebeneinander aufgebaut waren.

„Deswegen kannst du trotzdem darauf achten, ein einwandfreies Deutsch zu Papier zu bringen“, gab Iska sich nicht zufrieden, während sie Haralds Erregung ausnutzte, um mit ihrem Löffel in seinem Glas ungestraft nach Zucker herumzukratzen.

„Ich will Ingenieur werden und kein Deutschlehrer!“ wehrte Harald ärgerlich ab.

„Und du denkst, ein Ingenieur braucht nicht richtig zu sprechen und zu schreiben? Wirst dich schön blamieren, wenn du mal einen Bericht über . . . sagen wir, über irgendeinen Brückenbau beispielsweise abzufassen hast, und dein Chef findet nachher fünfundzwanzig Fehler darin“, machte sich Iska lustig. „Für solche Leute wird man sich bedanken . . .“

„Nicht so schlimm, als wenn fünfundzwanzig Konstruktionsfehler in der Brücke sind!“ verteidigte Harald seinen Standpunkt mit einem heiligen Eifer.

„Deiner Meinung nach!“ sagte Iska und leckte den Löffel mit dem stibitzten Zucker ab. „Fehler sind Fehler. Wer nicht richtig schreibt, kann auch nicht richtig denken. Und wer nicht richtig denkt, konstruiert auch verkehrt!“ behauptete sie und belächelte das Schild mit der Aufschrift: „Sauchpumpe“. „Nimm dir ein Beispiel an Guericke . . . Hat der sich etwa Schnitzer leisten können? Bei dem hat auch alles gestimmt – seine Zeichnungen, seine Briefe, seine Erfindungen – alles!“

Harald stutzte. Freilich, so ganz unrecht hatte sie nicht. Und dennoch – am liebsten hätte er die neunmalklugen Schwester vor die Tür setzen mögen. Ihre Besserwisserei machte ihn nervös. „Wer nicht richtig schreibt, konstruiert auch falsch“, oder so ähnlich – lächerlich! – Nach außen tat er kühl und gleichgültig, und dann tröstete er sich schließlich damit, daß ein richtiger Ingenieur seine Leute hat.

„Ich habe jetzt keine Zeit!“ sagte er darum sehr plötzlich und suchte in seiner Handwerkskiste herum. „Daß du dir das nicht abgewöhnen kannst, dauernd neuen Streit zu suchen.“

„Wie wär’s, wenn du mit Schlosser anfängst statt mit ‚Ingschenör‘?“ stichelte Iska dessenungeachtet ruhig weiter. – Das war natürlich herausfordernd und ein bißchen gemein dazu. Und da Harald so etwas nicht ausstehen konnte, schlug er mit der Hand auf den Tisch, daß die herumliegenden Blech- und Drahtreste gehörig durcheinanderwirbelten und Haralds Glas um ein Haar auf dem Fußboden gelandet wäre. Iska lachte laut auf, was die Empörung Haralds erst noch schürte. Und da Iska auch nicht auf den Mund gefallen war, dauerte es nicht lange, bis ein erbittertes Wortgefecht entbrannte. – Mitten in der erregtesten Debatte hörten sie Schritte die Treppe heraufkommen.

„Onkel Leopold!“ sagte Iska atemlos. – Auch Harald war wie angewurzelt stehengeblieben.

Und dann ging die Tür auf und Rudi Blank stand auf der Schwelle – erstaunt und belustigt zugleich. „Entschuldigt, wenn ich die weihevollen

Stille störe“, sagte er an Stelle einer Begrüßung und blickte aus seinen pffrigen Augen im Zimmer umher. Unter dem einen Arm hielt er einen Paken Bücher und Diarien geklemmt, die er schließlich mit feierlichem Stolz auf dem Tisch ausbreitete.

„Fortschritte gemacht?“ fragte Harald neugierig und strich sich das Haar zurecht.

„Und ihr?“ wollte Rudi wissen, nachdem er einen Schnellhefter voller eng beschriebener Blätter triumphierend über seinen Kopf erhob.

„Meine Zeichnungen, jedenfalls soweit sie fertig sind, liegen da drüben!“ antwortete Iska mit gehobener Stimme und wies auf den Tisch, wo das Radio stand. „Zum Reichstag in Regensburg im Jahre 1654 ist mir noch ein ganz guter Einfall gekommen und dann zu der Sache mit dem Guerickeschen Wettermännchen . . . die Skizzen sind so gut wie fertig . . . Die Reinausführung wird bunt . . . Tusche und Pastell.“

„Mensch, der Hohlzylinder mit dem Stempel ist ja'n Prachtstück!“ staunte Rudi indes und griff nach einem der von Harald angefertigten Modelle.

„Haargenau hingekriegt . . .“

„Da mußt du dir erst mal den Rohbau zu meiner Saugpumpe angucken . . .“, strahlte Harald, während er mit raschem Griff das kleine Schild wegnahm und in die Tasche steckte.

„Sag mal, Rudi!“ unterbrach Iska den Bruder, „stimmt es eigentlich, daß alle Atom-Physikalischen-Institute ohne die Guerickesche Vakuumlehre einpacken könnten? – Guericke hat doch vor dreihundert Jahren überhaupt noch nichts von Atomen gewußt!“

„Allerdings nicht“, gab Rudi zu.

„Na, bitte!“ brüstete sich Iska und lachte Harald auf eine herausfordernde Art und Weise ins Gesicht. „Was hast du mir denn da erzählen wollen . . .?“

„Das heißt, so unrecht hat der Harald nun auch wieder nicht“, berichtete sich Rudi und kratzte sich dabei den Kopf.

Iska sah ihn ungläubig an.

„Kinder, Kinder – es gibt noch allerhand zu tun“, seufzte Rudi, aber das Seufzen kaum aus leichtem Herzen. „Es gibt noch allerhand zu tun,

bis wir uns und den anderen das alles bis ins kleinste klargemacht haben. Daß es ohne Guericke keine Atomforschung gäbe, beispielsweise, oder besser gesagt: daß sich die Atomforscher getrost beim alten Guericke bedanken können . . .“

„Na, na, na, – das ist ja denn wohl doch stark übertrieben“, bremste Iska Rudis Begeisterung.

„Was ich dir sage!“ beharrte der und blätterte wie suchend in seinem mit Berichten, Notizen und Skizzen über den Magdeburger Bürgermeister angefüllten Schnellhefter. „Die meisten Menschen haben ja keine Ahnung, was Guericke für ein großartiger Wissenschaftler war . . . denken, die Sache mit dem Rucksack voll Luft und den Halbkugeln war der Gipfel seiner Forschungsstaten . . .“

„. . . und zugleich das Ende“, schaltete sich Harald ein. „Dabei war es der Anfang . . .“

„Aber doch nicht für ihn“, sagte Iska.

„Nein, aber für die Wissenschaft . . .“

„Was erst noch zu beweisen wäre“, sprach Harald mit gewichtigem Ernst und hochgezogenen Augenbrauen in die entstandene Stille hinein.

„Wir werden ein Geheimnis lüften“, sagte Iska versonnen vor sich hin, „das Geheimnis der Magdeburger Halbkugeln . . .“

„. . . und alles, was sonst noch dazu gehört“, ergänzte Harald, „soweit ich das übersehen kann, ist das eine ganze Menge!“ Und dann schob er eine in einem Holzgestell drehbare Kugel aus gelbem Knetgummi auf den Tisch und sagte: „Auch damit werden wir uns beschäftigen müssen!“

„Da, bitte – die entsprechenden Illustrationen: Otto von Guericke experimentiert mit der elektrisch aufgeladenen Schwefelkugel“, meldete sich Iska zu Wort und reichte Rudi eine ihrer selbst gefertigten Zeichnungen hinüber.

„Fehlte also bloß noch eine gelungene Beschreibung der einzelnen Versuche, meinte Harald nach einer Weile, die sie darauf verwendet hatten, sich das Bild genauer anzusehen. „Ich könnte mir ganz gut vorstellen, daß alles zusammen genommen . . .“

„. . . und 'ne Portion Phantasie dazu, – daß das ausreicht, um die Zeit

vor dreihundertfünfzig Jahren mit allem Drum und Dran lebendig zu machen.“

„Das Drum und Dran ist sogar sehr wichtig“, betonte Harald voller Nachdruck, „Milieu nennt man das doch wohl . . .“

„Sag schon lieber Umgebung oder Umwelt“, verbesserte Rudi. Und nachdem er während einer kleinen Verlegenheitspause in seinem Schnellhefter herumgestöbert hatte, sagte er: „Hier, fünf Seiten zum Thema ‚Schwefelkugel‘. Na, zufrieden?“

„Daß muß sich erst noch herausstellen“, gab Iska ein bißchen von oben herab zu bedenken.

„Hast du auch an die Sache mit dem Bierfaß gedacht?“

„Und an das Wettermännchen?“

„Und an die gläserne Kugel?“

„Und an den Zylinder?“ fragten die Geschwister abwechselnd, indem sie Rudi Blank weitere Bilder, Zeichnungen, Entwürfe, Modelle und Skizzen hinüberschoben.

Rudi war sprachlos. — „Prima!“ sagte er endlich, „also einfach großartig!“ Und dann nickte er anerkennend. „Wenn wir so weitermachen, dann müssen wir doch’n Vogel abschießen . . .“

„Onkel Leopold wird Augen machen“, lachte Iska und rieb sich die Hände, die von Zitronensaft und Zucker noch ein bißchen klebten.

„Na, und der Herr Bürgermeister von Guericke selbst erst mal“, spann Harald jetzt munter darauflos und kniff die Lider bis auf einen schmalen Spalt zusammen . . .

Ach so — und nun meint ihr natürlich, das ginge entschieden zu weit. Der weltberühmte Mann sei ja schon runde zweihundertsechzig Jahre tot. Stimmt schon. Aber so wörtlich ist das ja auch gar nicht zu nehmen, was Harald gesagt hat. Lebendig wird er ja nur in ihrer Vorstellung, weil sie sich so eingehend mit seiner Person und seinem Lebenswerk beschäftigten . . . Aber davon später mehr. —

Wer von euch in Magdeburg eine Kusine wohnen hat, oder aus irgendeinem anderen Grunde ein bißchen näher über die Stadt Bescheid weiß,

der wird vielleicht sagen: Was kann aus Magdeburg schon Welterschütterndes kommen. Magdeburg – dieser Schuttberg mit seinem trostlosen Bahnhof und der schweren, staubigen Luft. Nun ja, der Krieg, die Angriffe, die Jahre zwischen 1939 und 1945 – ihr wißt ja selbst, was los gewesen ist. Und was den Bahnhof anbetrifft – unser Dom ist schöner (und berühmter). Na, und mit der Höhenluft in Schierke oder Berchtesgaden können wir es freilich auch nicht aufnehmen, wollen wir auch gar nicht. – Das heißt, wenn man wollte, könnte man sagen, daß jener Rucksack voll Luft, von dem Rudi sprach, einmal unter den Gelehrten in ganz Europa, und später wohl auch in der übrigen Welt, allerlei Aufsehen erregte. Das ist allerdings schon eine Weile her.

Richtig, werden vielleicht einige unter euch denken, denen Guericke bis heute noch kein Begriff ist, die Magdeburger haben immer schon verteuftelt gut Handball gespielt und sind sogar schon mehrfach Meister gewesen. Na, und im Wasserball macht ihnen auch so leicht keiner etwas vor. Wenn das mit dem Rucksack voll Luft gemeint ist . . . Luft für ihre Hand- und Wasserbälle. Aber wieso haben sich jemals die Gelehrten für die Ballspielerei interessiert, noch zumal in der ganzen Welt . . . ? – Das haben sie freilich nicht. Und im übrigen geht es hier um ganz andere Dinge, um die Luft im Weltall nämlich, um die Atmosphäre. Um die Atmosphäre und um das, was sie bewirkt, wenn man Luft aus einem Körper gewaltsam entfernt. Und diese Forschungen haben auf die Menschheit eben doch einen nachhaltigen Eindruck gemacht . . .

Aber eigentlich sollte ja zunächst einmal von Magdeburg die Rede sein, damit sich auch diejenigen ein Bild von der Heimat Guericke machen können, die oben an der Ostsee oder irgendwo am Rhein wohnen. – Zugegeben: Berlin ist größer, München schöner und Hamburg abwechslungsreicher. Aber fragt einmal einen richtigen Magdeburger „Elbröwer“, ob der seine Heimatstadt am schönen Strand der Elbe deswegen weniger liebt. Berge haben wir ebensowenig wie ausgedehnte Wälder. Es gab eine Zeit, eben gleich nach 1945, als Magdeburg nicht einmal genügend Unterkünfte für seine vielen, in einer einzigen Bomben-

nacht obdachlos gewordenen Bewohner besaß. — Vor etwa 300 Jahren, zu Guericke's Zeiten, ist es unserer Stadt übrigens ganz ähnlich ergangen. Damals war auch Krieg, der Dreißigjährige Krieg. Und die Stadt, von der man sich erzählte, daß sie den Reichtum aus sieben Königreichen in ihren Mauern bewahre, brannte völlig nieder und seine Bewohner wurden bettelarm. — Doch ebensowenig wie damals ließ man sich auch jetzt nicht von der Not und dem Elend der Zeit unterkriegen. Zwar begegnet man noch auf Schritt und Tritt den unseligen Folgen der Zerstörung, doch erheben sich überall schon Mauern aus den Trümmern. Blumen und Grünflächen gedeihen inmitten des Verkehrs der etwa eine viertel Million Einwohner zählenden Stadt. Überall entstehen neue Theater und Sportplätze, schmucke Siedlungshäuser, Geschäfte und Fabriken.

Übrigens: Laßt euch ja nicht erzählen, daß hier in jeder zweiten Fabrik Sauerkohl hergestellt wird. Der Magdeburger Sauerkohl ist bekannt, gewiß, aber die großen Lokomobilen, die Bagger und die Arzneimittel der Sacharinfabrik nicht minder . . . — Rund um die Stadt, auf den Feldern der Magdeburger Börde, wächst viel Korn, wachsen große Kartoffeln (und zwar bei den klügsten Bauern) und eine Menge Rüben. Die werden bei uns zu Raffinade und Würfelzucker verarbeitet. — Ich denke, ihr wißt nun einiges von dem, was man über die mehr als 1000 Jahre alte Elbestadt ruhig wissen sollte. Bestimmt habe ich noch eine Menge vergessen, aber davon vielleicht einmal bei einer passenden Gelegenheit. Nur rasch noch dies: In Magdeburg-Cracau rauscht unser Wasserfall, jawohl (Höhe: 2,10 m, schätzungsweise), und in Magdeburg-Neustadt brummen zwei richtige Bären (im Tiergarten). Nach Magdeburg-Sudenburg fährt die Linie 1 der Straßenbahn, die gerade fünfundsiebzig Jahre alt geworden ist. In Magdeburg-Rothensee befinden sich unser Elbhafen und eine große Schiffswerft, und in Magdeburg-Prester laufen nach Feierabend noch die Kühe über die Straßen. Im Zentrum liegt der Hasselbachplatz, und wenn man auf einen der etwa hundert Meter hohen Domtürme klettert, kann man runtergucken . . . ich wollte sagen, dann kann man bei gutem Wetter den Harz sehen. — Nebenbei gesagt unterscheidet sich der vielgeschmähte Magdeburger Hauptbahnhof gar nicht

einmal so sehr von dem in Mailand oder in Budapest – freilich nur für einen, der im Zuge sitzt und gerade eingeschlafen ist.

Die Späße stammen übrigens von Onkel Leopold, der früher bei der Mitropa Schlafwagenschaffner war. Aber das ist schon zehn Jahre her. Onkel Leopold macht schon lange keine Späße mehr. Onkel Leopold redet überhaupt nicht viel. Die Leute, die ihn genauer kennen, sagen, seine gute Laune und seiner Gesprächigkeit von früher lägen unter dem Schutt des ausgebombten Hauses, in dem er ein Menschenalter lang gewohnt hat, begraben. Es gibt auch Zeitgenossen, die Onkel Leopold belächeln, weil sie ihn nicht für voll nehmen. Aber so sind die Menschen; wenn einer einen Hut aufsetzt, wie ihn nicht alle tragen, und etwas tut, was sie nicht gleich verstehen, dann lächeln sie lieber, als sich ernsthaft Gedanken darüber zu machen. Onkel Leopolds Hut hat eine ungewöhnlich breite Krempe und der Filz ist ganz verbeult. Den trägt er schon so lange, wie er Invalide ist. Als er sich zur Ruhe setzte, hat er angefangen, in den Mond zu gucken. Genauer gesagt, hat er sich mit der Astronomie beschäftigt. Mit dem Mond fing es an, und nach und nach kamen die anderen Gestirne dazu. Das hat ihm viel Freude gemacht, und wer zu Onkel Leopold in die Wohnung kam, konnte viel lernen und noch mehr staunen. Und es kamen oft Besucher zu ihm in den vierten Stock des Hauses auf dem Werder, besonders Kinder und Jugendliche, die Onkel Leopold unentgeltlich in die Schönheiten und Geheimnisse des bestirnten Nachthimmels einweihte.

Aus demselben Himmel fiel das Grauen. Eine Bombe vernichtete das ganze Haus, mit ihm Onkel Leopolds kleinen Beobachtungsstand. Die Ruine wurde nicht nur zum Grab der wertvollen Instrumente, sondern auch zum Grab seiner guten Laune. Für Onkel Leopold hatte das Leben aufgehört, einen Sinn zu haben. Daß er danach auch bald keinem Menschen mehr traute, war die Schuld derjenigen, die ihm am Morgen nach der Schreckensnacht noch das Wertvollste von dem wenigen nahmen, das er retten konnte. Halbwüchsige stahlen ihm das letzte Fernrohr.

Das ist lange her. Onkel Leopold trägt einen neuen schwarzen Hut mit einer noch breiteren Krempe als vorher, und in der neuen Wohnung hat

er sich ganz oben unter dem Dach ein neues Fernrohr aus alten Einzelteilen hingestellt. Mond und Venus, Mars und Jupiter und die Plejaden ziehen wie eh und je ihre Bahn am nächtlichen Himmel. Es ist alles wie damals, nur das Onkel Leopold sehr, sehr selten lacht und nichts mehr von Halbwüchsigen wissen will. Nur Harald und Iska bilden darin eine Ausnahme. Doch so oft sie bisher den Versuch unternahmen, ihn umzustimmen, damit auch ihre Klassenkameraden unter seiner Anleitung einmal einen Blick in den Weltenraum tun können, wehrte Onkel Leopold entschieden ab. Er sagt, sie sollten sich bei denen bedanken, die ihm sein bestes Instrument stahlen. Und wenn Harald und Iska ihm begreiflich machen wollen, daß die Jugend inzwischen anders geworden sei, verschanzt er sich hinter seinen schlechten Erfahrungen und verlangt Beweise, stichhaltige, handgreifliche Beweise. Sie haben sie ihm zu bringen versucht, aber Onkel Leopold haben sie nie genügt, so daß alles blieb wie es war: seine Griesgrämigkeit, sein Mißtrauen und der Geschwister heimlicher Kummer, daß die ganze Klasse für etwas büßen soll, was einige Schuffte vor Jahren ausgeheckt haben.

Soviel über Onkel Leopold. —

Was der mit der ganzen Sache zu tun hat? — Als es feststand, daß die Magdeburger Schulen aus Anlaß des 350. Geburtstages Otto von Guericke einen Wettbewerb unter den Schülern und Schülerinnen ausgeschrieben und diejenigen mit einem Preis ausgezeichnet werden sollten, die die Verdienste des berühmten Mannes am anschaulichsten würdigten, dachten Harald und Iska gleich an die Möglichkeit, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Denn wenn es nur einigen von ihnen gelang, bei dem Wettbewerb gut abzuschneiden, dann war es zugleich vielleicht möglich, damit bei Onkel Leopold Eindruck zu machen und das Ansehen ihrer Altersgenossen zu retten. — Nun versteht ihr sicher auch, warum die drei die Sache so ernst nahmen, warum sie studierten und bastelten, malten und schrieben, lasen, überlegten und forschten, bis daß ihnen jedes Bild, jeder Ausspruch und jedes noch so unscheinbar anmutende Gerät Otto von Guericke — oder richtiger: Otto Gerickes, wie er ursprünglich hieß — ein wenig von seiner Geschichte verriet und

manches von dem, was dieser Zeit vor rund drei Jahrhunderten ihr besonderes Gepräge gab.

Also etwa dies: Das Mittelalter war vorüber. Der Epoche der großen Entdeckungen von Ländern und Kontinenten folgte das Zeitalter der Mathematik und Astronomie. Die Wissenschaft drang in alle Gebiete des Lebens ein. Galilei erforschte die Pendel- und Fallgesetze, Kepler die des Planetenlaufs. Salomon des Caus stellte die ersten Versuche mit der Kraft des Dampfes an und Leibniz begann, die materiellen Erscheinungen in der Welt zu erklären. Und wenn nicht eben dreißig Jahre dieses Jahrhunderts im Zeichen des barbarischen Krieges im Herzen Europas gestanden hätten, wer weiß, ob der Menschheit manche Erfindung nicht viel eher zugute gekommen wäre.

Als Otto Gericke im Jahre 1632, damals als Ingenieur im Dienste der schwedischen Besatzung stehend, den Wiederaufbauplan für die Stadt Magdeburg entwarf, gab es beispielsweise noch kein Porzellan, wohl aber wurden in Frankfurt am Main bereits die ersten Zeitungen gedruckt. In Berlin nahm das erste Postamt Deutschlands seinen Dienst auf, und statt des Gänsefederkiels benutzten einige wenige Menschen schon Schreibfedern aus Metall. Die Ernährung bestand in der Hauptsache aus Getreideprodukten, denn die Kartoffel war in Deutschland noch so gut wie unbekannt.

Shakespeare war kurz zuvor gestorben und der große französische Lustspieldichter Molière war gerade so alt wie Rudi und die Geschwister. Die Jugend jener Zeit verrohte im Angesicht des Krieges und ging bald aller Bildungsmöglichkeiten verlustig, denn Städte und Dörfer fielen Plünderungen oder Bränden zum Opfer. Seuchen zehrten am Mark des Volkes, um dessen Stolz und Würde es trostlos bestellt war. Der Adel stumpfte ab, das Bürgertum erstarrte in blinder Unterwürfigkeit vor selbstsüchtigen Fürsten. Die breite Masse aber war rechtlos und dazu verdammt, sich der Willkür ihrer Landesherren bedingungslos zu fügen.

Die Landesherren – das waren die Territorialfürsten, der junkerliche Land- und Hofadel. Sie standen, nächst dem Kaiser, an der Spitze der feudalen Gesellschaftsordnung. Ihm folgten die Finanzleute und die

Manufakturbesitzer. Die Arbeiter, Tagelöhner und unfreien Bauern jedoch bildeten als Ausgebeutete die breite Masse der verarmten Bevölkerung.

In dieser Zeit also, da der Krieg seinen Höhepunkt erreicht hatte, war es, als Otto Gericke den besagten Plan zum Wiederaufbau Magdeburgs nach Grundsätzen anfertigte, die zum Teil heute noch, beim erneuten Aufbau der Stadt, von Bedeutung sind. Ihr könnt euch denken, daß damit ein gehöriges Stück Arbeit verbunden war; denn schließlich mußte die ganze, bis auf wenige Ausnahmen zerstörte Stadt neu vermessen werden. Aber schon damals, als Dreißigjähriger, beschäftigte sich Gericke – wie Iska und die Freunde bald herausgefunden hatten – mit einer Fülle von wissenschaftlichen Problemen. Sie wurden zum Ausgangspunkt seiner späteren Erfindungen. Daß er sich wegen dieser für die damaligen Verhältnisse recht ungewöhnlichen Beschäftigung den Spott, wenn nicht gar die Feindschaft mancher seiner Mitbürger zuzog, gehörte mit zu den nächsten Ergebnissen ihrer Nachforschungen.

Das mochte sich dann etwa so zugetragen haben:

Eine Flasche voll Luft aus der Spitze des Doms

Durch das geöffnete Fenster eines notdürftig bewohnbar gemachten Raumes in einem Gebäude unweit der Elbe flutete heller Sonnenschein. Mitten darin befand sich ein mit Pergamentrollen, Folianten und Schreibzeug über und über bedeckter Arbeitstisch von einem Ausmaß, hinter dem alle übrigen Einrichtungsgegenstände völlig zurücktraten. Ihm gegenüber standen drei hochlehnige Stühle um einen kleinen, runden Tisch gruppiert. Es roch nach Kalkstaub und frischen Hobelspänen. Die von Rissen und Sprüngen durchzogenen Wände waren bis auf einen neben der Tür zum angrenzenden Zimmer befestigten Grundriß kahl. Obwohl nachträglich eingebesserte Linien, durchkreuzte Beschriftungen und eine schier unübersehbare Menge von Zahlen sein Studium für Uneingeweihte stark erschwerte, versuchten die beiden Gäste – die Freifrau Edle von Dohna-Kalkreuth und ihr fünfzehnjähriger Sohn Henning – in Abwesenheit des Stadtbaumeisters, das Labyrinth der Federstriche so gut es ging zu enträtseln.

Sie ließen sich dabei erst in dem Augenblick unterbrechen, als die Tür des Zimmers in den handgeschmiedeten Angeln knarrte.

„So, ich denke, wir können jetzt ungestört weiterreden“, sagte der Eintretende, ein mittelgroßer, blonder Mann mit forschenden Augen in einem von einer kühnen Nase beherrschten Gesicht, und wischte sich die Hände mit einer flüchtigen Bewegung an einem Tuch ab – Gericke. Während er seine noch immer vor der Wand stehenden Besucher bat, wieder Platz zu nehmen, hörte man von der Straße das Geächze einer sich schwerfällig in Bewegung setzenden Wagenkolonne. Gericke sah auf die Straße.

„Euer Holz?“ fragte die schlanke, fast dürr zu nennende, etwa fünfzig Jahre alte Frau in einem Ton, der nicht frei von Neid war. „Wohl für die Instandsetzung Eures Hauses bestimmt?“

Gericke schüttelte lächelnd den Kopf. „Das wird für die Zollbrücke gebraucht, sie soll bis Ende dieses Jahres gerichtet sein. Der Fährrbetrieb schafft das nicht mehr . . .“ Er war an einen seiner bunten Scheiben fast völlig beraubten Eckschrank getreten und holte eine Kanne mit Wein heraus. „Die Pappenheimschen haben ganze Arbeit getan“, sagte er dann bitter und stellte zwei Zinnbecher auf den Tisch, an dem seine Gäste Platz genommen hatten. „Noch beim Abzug haben sie die Brücke mit Pulver gesprengt.“

„Und die baut Ihr nun wieder auf? – Ich möchte auch einmal Brücken bauen . . .“, sagte Henning, ein aufgeweckter, fixer Bursche mit einem Kopf voller üppiger brauner Locken, die ihm tief in Stirn und Nacken fielen.

„Schweig!“ befahl ihm seine Mutter und sah ihn strafend an. Und an Gericke gewandt: „Hört nicht drauf . . . was er möchte, ist nicht wichtig. Ihr wißt ja selbst – Zucht und gute Sitten sind dahin. – Aber sagt an, mein lieber Gericke, wie kamt ihr dazu, Brücken zu konstruieren und Baupläne für die Stadt zu verfertigen?“ – Sie sah erneut zu der Wand mit dem Grundriß hinüber. „Also wirklich – meine Hochachtung . . .“ Gericke hatte nichts mit billigen Komplimenten im Sinn. Meistens waren sie falsch und stellten nur den Auftakt zum Vortrag irgend welcher Anliegen dar. Er kannte das zur Genüge und war gewohnt, mit Besuchern, die ihm Zeit und Nerven stahlen, kurzen Prozeß zu machen. Daß er sich in diesem Falle zwang, den Redeschwall über sich ergehen zu lassen, geschah aus reiner Höflichkeit gegenüber der Trägerin eines Namens, der in der Familie seiner Frau besondere Wertschätzung genoß.

„Trinken wir auf unser Wiedersehen und auf Euer ferneres Wohlbefinden!“ sagte Gericke endlich, um dem Gespräch eine Wendung zu geben, und griff zum Becher. Auch die Edle von Dohna-Kalkkreuth griff zum Becher. Doch als ihr Mund den Rand berührte, setzte sie ihn wieder ab und verzog das Gesicht zu einem betroffenen Ausdruck.

„Oh, ich vergaß Euch zu sagen, das Bild des Bechers, so Ihr trinkt, nach außen zu drehen, wenn die Lippen heil bleiben sollen“, entschuldigte sich Gericke. „Bei diesem hier ist’s genau umgekehrt, man denkt zuweilen nicht daran. Ein Souvenir an Pappenheim – ähnlich wie die Brücke und der Schrank da drüben und hier der Stuhl, auf dem ich sitze. Diesem fehlt ein Bein, er muß daher mit der Lehne an der Wand stehen, wohingegen Euer Stuhl . . .“

Die Freifrau erhob sich entsetzt, wobei sich der Saum ihres in den Hüften weit gebauschten Kleides an einer schadhafte Leiste verfang.

„Ihr braucht nicht echauffiert zu sein“, beschwichtigte sie Gericke, „der Stuhl, bei dem man sich links nicht aufstützen darf, wird gerade repariert . . .“

Nebenan hämmerte es. Frau von Dohna-Kalkreuth strich sich nervös über die Stirn, bevor sie, ängstlich nach allen Seiten schauend, wieder Platz nahm und dann reglos auf einem Fleck sitzenblieb.

Henning konnte sich nur schwer beherrschen, ernst zu bleiben.

„Ihr seht selbst – wenn die Menschen schweigen, die toten Dinge klagen an, klagen die Menschen an, – c’est la guerre, dieser unselige, scheußliche Krieg. Kultur und Forschung vegetieren dahin – auf allen Gebieten muß man von vorn beginnen . . .“

Henning sah auf den Elbstrom hinunter. Überall an den Ufern türmten sich Halden beiseitegeräumten Schuttes aus ausgebrannten Häusern. Doch dazwischen nahm man schon das Rüstzeug der neuen Brücke wahr, entdeckte man arbeitende Menschen und Materialstapel. Flußab schwamm ein Lastkahn. Henning konnte sich nicht sattsehen an diesem Bild der Geschäftigkeit und des wiedererwachenden Lebens. Es war sein sehnlichster Wunsch, die einzelnen Arbeitsvorhaben in aller Ruhe zu verfolgen, ihren Sinn zu begreifen und womöglich selbst einmal mit Hand anzulegen. Stattdessen quälte man ihn zu Hause auf dem Gute Tag für Tag mit der Vervollkommnung des Spinettspiels, damit er der sangesfreudigen Frau Mama ein vollendeter Begleiter war. Wehe, wenn er auf dem Hofe, im Stall oder gar in der Werkstatt einmal zupackte, wenn er aus lauter Lust am Schaffen zur Axt griff, um eine der Erlen am Bache



zu schlagen . . . Und hier brauchten sie so viele Hände. – Henning sah, wie sich die Männer am Brückenkopf mit Flaschenzügen und Hebeböcken abmühten, der Balken, Steine und eisernen Gestelle Herr zu werden, sie zu ordnen, aufeinanderzuschichten, sie zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufügen. Und er sollte seine Hände schonen. – Während er so am Fenster stand und immer noch hinausblickte, hörte er seine Mutter mit dem Manne reden, der die Pläne für die Werke schuf, die sie dort unten in die Tat umsetzten.

„Es währte nicht lange, da blies der Wächter von St. Johannis ins Lärmhorn. Der Feind drang in die Stadt ein, und ihr Kommandant hielt

währenddes forsche Reden!“ berichtete Gericke auf die Frage, wie es denn so überraschend schnell zu der Erstürmung der Festung hatte kommen können. „Bis hierher an’s Fischerufer bin ich gelaufen, um zu retten, was zu retten war. Die Batterien feuerten aus allen Rohren, die Soldaten haben mit Löwenmut gekämpft . . . aber die Kroaten waren schon hinter der Mauer. – Das Morden, Rauben und Brandschatzen hat kein Ende nehmen wollen!“ fuhr er fort. „Dort drüben begann das große Feuer!“ Er deutete zum Fenster hinaus, und die blasse Frau sah ungerührt und aus schmalen Augen in den Dunst des Spätsommertages. „Interessant!“ sagte sie gedehnt, „sehr interessant!“ als ob sie dem Bericht einer Treibjagd lauschte. „War Falkenberg nicht ein kouragierter Mensch? Man erzählt sich bei uns auf dem Lande die tollsten Geschichten.“

„Er ritt zuletzt an der Spitze seiner Reiterschar, um sich mit dem Haufen des Obristen Trost zu vereinigen . . . an der Hohenpforte hatte er seine letzten Erfolge . . . doch die Kaiserlichen waren in der Übermacht. – Er ist danach bald gefallen“, antwortete Gericke mit einem Seufzer. Und nach einer Weile: „Schlimme Stunden waren das für unsere Stadt und ihre Bürger . . . sehr schlimme Stunden . . .“

„Man sagt, die Stadt habe sich das Unheil durch ihre unentschiedene Haltung selbst zuzuschreiben“, bemerkte die Edle von Dohna-Kalckreuth mit halbgeschlossenen Lidern und prüfend zurückgeneigtem Kopf. „Dazu die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Bürgerschaft und unter den hohen Herrn des Rates . . . An Schweden hätte man sich beizeiten halten sollen und in den eigenen Reihen Ordnung schaffen.“

„Wenn es so einfach gewesen wäre“, winkte Gericke ab und begann auf seinem Arbeitstisch herumzukramen.

„Mein Lehrer sagt, mit dem Ausgang des niedersächsisch-dänischen Feldzuges habe das Unglück schon begonnen“, bemerkte Henning. „die Kaiserlichen haben doch so lange die Hochburg evangelischer Glaubensfreiheit respektiert. Aber die Niederlage der Protestanten gab ihnen doch wohl neuen Mut, der Stadt ihren eigenen katholischen Glauben aufzuzwingen . . . Oder wie ist es gewesen . . .?“

„Der Rat der Stadt war uneins und lasch dazu!“ beharrte die Freifrau mit kühler Überlegenheit. „Das war der Grund dafür, daß man der Kriegsgefahr nicht Herr geworden ist . . .“

Ein Taubenschwarm zog, vom Sonnenlicht beschienen, am Fenster vorüber. Der Wind hob sie über die Dächer. Blaues und lichtgraues Gefieder leuchtete metallisch auf.

„Freilich“, bestätigte Gericke nach einer Weile, die er damit verbracht hatte, über die tieferen Zusammenhänge der politischen Entwicklung nachzudenken, „das mag stimmen . . . Und doch ist damit nicht erklärt, wieso es soweit kommen konnte.“

Henning sah den Stadtbaumeister aufmerksam an. Wißbegierde sprach aus seinem Blick. Es war so, als fragten ihn durch Hennings Augen die Augen aller Magdeburger Bürger, die sich mit einem bloßen Sachverhalt nicht zufrieden gaben.

„So wie der Entstehung dieses ganzen Krieges konfessionelle Gegensätze zu Grunde gelegen haben, führten auch hier in unserer Stadt gewisse religiöse Spannungen zum eigentlichen Verhängnis“, begann Gericke zu erzählen, indem er beide Hände fest auf die Lehnen seines Stuhles legte und vor sich auf die angekohlten Dielen niedersah. „Natürlich darf nicht übersehen werden, daß auch machtpolitische Bestrebungen eine Rolle spielten. Die Stadt wollte frei sein, seit jeher frei von ihren Bindungen dem Erzstift gegenüber. Die Herren des Erzstiftes aber hinderten sie daran.“ Gericke hob das schmale Gesicht und seine Nasenflügel bewegten sich sacht, als er fortfuhr: „Als der letzte katholische Erzbischof von Magdeburg zum Protestantismus übertrat – vor siebzig Jahren also etwa – änderte sich an dieser Lage kaum etwas. Es sei denn, die neuen Landesherrn nannten sich von da ab Administratoren . . .“ „Aus dem Hause Hohenzollern?“ erkundigte sich die Edle von Dohna-Kalkreuth mit einem wohlwollenden Lächeln.

Gericke bejahte und berichtete dann von den Schwierigkeiten, denen sich die Administratoren gegenübersehen, als sie mit den Problemen in der Stadt ohne kaiserlichen und päpstlichen Rückhalt fertig werden mußten. Er erzählte auch von dem Administrator Christian Wilhelm, der Magde-

burg beim Herannahen der kaiserlichen Truppen feige den Rücken gekehrt hatte, und davon, daß sich die Stadt wegen ihrer Gegnerschaft zum Administrator entschieden gegen jegliche Aufrüstung wehrte.

„Was für eine Engstirnigkeit!“ erboste sich die Besucherin und fächelte sich mit einem zusammengefalteten Bogen Kühlung zu. „Es war doch schon Krieg . . .“

Gericke war aufgestanden und hatte die Tür zum Nebenzimmer ein wenig geöffnet, um sich vom Fortschritt der Reparaturarbeiten zu überzeugen, die der alte Lieberenz für ihn verrichtete. Dann blieb er in Fensternähe stehen und erzählte seinen Gästen von dem mißlungenen Handstreich Christian Wilhelms, mit dem er versucht hatte, sich der Stadt zu bemächtigen. Er entwarf in kurzen Zügen ein Bild von der Verschärfung der allgemeinen Lage, die im Jahre 1629 zu einer Belagerung der Stadt durch Wallenstein führte. „Alles andere ist ja noch in frischester Erinnerung“, fügte der Mann mit den klugen, äußerst überlegen dreinschauenden Augen hinzu und glättete seinen rüschenbesetzten Rock, der von einem ledernen Gürtel zusammengehalten wurde. „Der Streit um Für und Wider eines Bündnisses mit dem Schwedenkönig Gustav Adolf – der Sturz der alten Rats Herrschaft . . .“

„. . . wobei doch wohl nur Ihr und noch ein anderes Ratsmitglied wiedergewählt wurden . . .“

„Die immer ärger werdende Einschnürung der Stadt durch die Pappenheimschen – das Anrücken Tillys und der Wettlauf der Stadt mit der Zeit, die Verteidigungsbereitschaft vor dem Termin zu bewerkstelligen, den sich die Belagerer zum Losschlagen gesetzt hatten.“

Gericke's Gesichtszüge strafften sich. Er stützte das Energie verratende Kinn in die Linke, während der Daumen der anderen Hand Halt am Ledergürtel fand.

„Kam Falkenberg, der Vertrauensmann Gustav Adolfs, nicht ganz und gar verkleidet in die Stadt, um alles für die Abwehr herzurichten?“ fragte Henning und rutschte auf seinem Stuhl unruhig hin und her.

Gericke nickte. „Im Oktober 30. – War ein eigenwilliger Mann, der Herr Feldmarschall. Ließ sich kaum beraten. Dreinreden schon gar nicht,

obwohl er doch gar nicht mit den Örtlichkeiten und den Besonderheiten der Stadt vertraut gewesen ist. Ich hab nicht selten hitzige Diskurse mit ihm geführt . . . Vielleicht wurde zu der Zeit schon viel versäumt, was später nicht wieder gutzumachen war.“

„Wieviel Krieger standen der Stadt eigentlich zur Verfügung?“ fragte Henning, während sich seine Mutter gelangweilt im Raum umsah.

„Siebentausend Mann an Söldnern und wehrfähigen Bürgern. Aber mehr als viermal soviel Angreifer formierten sich vor den Toren zum Sturm auf unsere Mauern. Das Einvernehmen zwischen unseren Leuten und den Söldnern war allerdings nicht vom besten“, fügte er hinzu. „Ausrüstungen und Munitionsvorräte ließen auch zu wünschen übrig. Mit dem Vorhandenen aber wurde nicht hausgehalten. Statt sorglich damit umzugehen, schoß man anfangs blind drauflos, so daß am Ende in Apotheker-Mörsern Salpeter für die Bereitung des Schießpulvers gestoßen werden mußte. Als Pappenheims Leute die Brustwehr des Bollwerks bei der Neustadt überstiegen, hatten nur die Schildwachen die Lunten entzündet . . . Wer aber von den übrigen zum Gewehr griff, wurde stracks niedergemacht, so daß die Falckenbergischen Offiziere und Knechte bald in Konfusion gerieten und sich in großer Unordnung durch ein enges Pfortlein im Turm auf dem Walle zurückziehen mußten.“ – Er machte eine Pause. „Alles andere habe ich Euch eingangs schon geschildert . . . den Sturm, den Brand, die grausamen Szenen . . . wie sie anfangen, Männer, Weiber und Kinder hinzumorden . . . zu spießen, zu henken, zu prügeln . . .“ – Gericke wandte sich halb ab, als wehre er sich, durch seine Worte die Bilder der Erinnerung allzu deutlich zu beschwören. Er stand mit herabhängenden Armen am Fenster und seine Stimme klang verändert, als er die Worte sprach: „Früh um zehn Uhr stand alles im Flammen. Abends um zehn war das Vernichtungswerk vollbracht . . .“

Henning schwieg betreten. Ihm war es, als stünden sie an einem frischen Grab. Die Sonne schien nun matter, nebenan schrie eine Feile.

„Und Ihr selbst? Wie ist es Euch ergangen, Eurem Weibe und den Kindern?“ nahm die Freifrau das Gespräch wieder auf.

„Erspart es mir, das alles noch einmal zu durchleiden“, sprach Gericke leiser vor sich hin.

„Es war furios, nicht wahr?“

Gericke sah auf. So konnte nur jemand fragen, der von diesem 10. Mai 1631 irgendwo in einem Gutspark weit vom Schuß einen schwachen Widerschein des Riesenbrandes wahrgenommen hatte.

„Wir haben das nackte Leben häufig nur durch Geschenke und Geld erkaufen müssen“, antwortete er sodann und setzte sich erneut auf seinen Stuhl. „Vielleicht ist es überhaupt ein Wunder, daß wir so davongekommen sind... Oft genug versperren uns Soldaten mit gezogenen Schwertern und aufgepaßten Luntten den Weg. Und wer weiß, wie alles ausgelaufen wäre, wenn sich nicht der kaiserliche Generalkriegskommissar unserer angenommen hätte. Freilich nicht ohne ein ansehnliches Lösegeld dafür einzustreichen. Es ist wirklich wie ein Wunder.“ – Er ließ den schmalen Kopf gegen die Rückenlehne des Stuhles sinken und blickte ins Leere. Im Geiste hörte er noch immer den tausendfältigen Höllenlärm der Schlacht, und er sah das lodernde Flammenmeer, darin der Reichtum einer glücklichen Stadt und der Fleiß ganzer Generationen versank. Der alte Lieberenz, ein Kupferschmiedsgehilfe aus der Dreiengeßstraße, hämmerte nebenan jetzt beinah pausenlos. Es war wohl auch klüger, zehn Hammerschläge für die Zukunft zu tun, statt einen Gedanken an die Vergangenheit zu verschwenden. Und als er seiner vornehmen Besucherin das sagte, tat sie sehr befremdet und warf zuletzt beleidigt den Kopf mit der gepuderten Perücke in den Nacken.

„Ist es wahr, daß Ihr Euch damals mit der Reparatur einer Uhr für einen Kaiserlichen Geld für Brot und Milch verdientet?“ wollte Henning wissen, um der Mutter begreiflich zu machen, wieviel nützlicher in dieser Zeit ein Handwerk statt seiner Musiziererei war.

Noch bevor er antworten konnte, richtete die Freifrau ihrerseits eine Frage an Gericke. Die Frage nämlich, ob er mit seiner Äußerung sie persönlich habe treffen wollen.

Gericke verstand nicht, wie sie es meinte.

„Ich habe zu Beginn der unsicheren Zeiten bei dem ehrenwerten Herrn

Möllnovgt Schulze, eine Kiste mit Silbergerät zur Aufbewahrung in der Städtischen Kämmereikasse übergeben“, erläuterte sie ihre Andeutung, und ihre Stimme flackerte dabei erregt. „Soll das etwa heißen, daß man mit dem Rat der Stadt, diese Dinge betreffend, auch nicht über Vergangenes reden kann?“

Gericke horchte auf.

„Der Herr Kommissarius Schulze läßt sich verleugnen und überläßt es seinem Pflegesohn, diese fatale Angelegenheit mit den Gläubigern zu regeln“, sagte die Freifrau spitz, und ihre blassen Wangen begannen sich mit einer leichten Röte zu überziehen. „Man sagt, Ihr seid kein schlechter Diplomat . . .“

„Ihr hättet direkt zur Kämmereikasse gehen sollen“, antwortete Gericke, ohne auf die Anspielung einzugehen. „Warum habt Ihr das nicht getan?“

„Ich glaubte, es sei in dieser üblen Zeit gut, füreinander da zu sein – füreinander einzustehen“, erläuterte die Freifrau ihren Standpunkt.

„Begrift Ihr denn nicht . . .?“

„Oh, doch“, nickte Gericke und sah der unruhig gewordenen Besucherin aufmerksam in die Augen. „Ich begreife sehr gut, aber es ist ganz und gar ausgeschlossen . . .“

„Es ist ausgeschlossen, daß Ihr bei Eurem Stiefvater interpelliert und ein gutes Wort für mich einlegt?“

„Es wäre zwecklos, wenn das, was Ihr mit ‚füreinander da sein‘ bezeichnet, darin bestehen soll, Euch zu Eurem Eigentum zu verhelfen.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Ihr habt die Stadt gesehen, die Ruinen, die Menschen, die Armut, und da fragt Ihr noch?“ Gericke hatte sich jetzt erhoben und war erneut an das offene Fenster getreten, wo jetzt auch Henning stand und das Gespräch verfolgte.

„Hier ist der Hinterlegungsschein!“ sagte die Gutsbesitzerin und entfaltete ein Dokument mit dem Siegel der Stadt Magdeburg. „Ihr werdet es wohl nicht als unbillige Zumutung auffassen können, wenn ich um Entschädigung nachsuche . . .“

„Nebenan ist ein Vater, der alte Lieberenz, der hat vier kräftige, ge-

sunde Jungen hingegeben – entschädigungslos! Es gibt Tausende solcher Väter . . . Daran gemessen habt Ihr nichts eingebüßt. Euer Junge ist gesund . . .“

Die Freifrau ballte ihre schmalen, beringten Hände zu kleinen Fäusten, durch deren dünne Haut die Adern bläulich schimmerten. Sie sah mit schmalen Lippen an Gericke vorbei nach draußen und atmete rascher als bisher. Sie brauchte das Geld, es stand schlecht um das Gut, niemand wußte es besser, als sie selbst.

„Fünfhundert Taler – das ist nichts für Euch, gar nichts!“ stieß sie hervor. „Besteht Eure vielgerühmte Diplomatie darin, die Gläubiger der Stadt mit so billigen Erklärungen abzuspeisen? – Hier, das ist das Verzeichnis – schweres Tafelsilber . . .“

„Die Feinde haben auch vor Eurem Tafelsilber nicht haltgemacht“, erwiderte Gericke, „es wird genauso geraubt, geplündert und in alle Winde verstreut worden sein wie vieles andere . . .“

„Wenn mir die Stadt mein Eigentum nicht wieder zurückgeben kann, ist sie zur Ableistung des Schadens verpflichtet!“

„Es gab Kostbareres als Euer Silber!“

„Henning, hör gut zu!“

„Frau Mutter!“

„Bitte, schreib es auf!“ beharrte sie, als er Anstalten traf, sie zu beruhigen. Und zu Gericke sagte sie: „Es war unersetzlich . . . völlig unersetzlich, jawohl!“

Gericke zog die Schublade seines Arbeitstisches auf. Angekohlte Folianten, zerfetzte Bücher, ausgeglühte und verbeulte Blechgebilde und Schalen mit zerbrochenen Röhren kamen zum Vorschein.

„Damit Ihr eine Vorstellung habt von dem, was unersetzlich ist!“ sagte Gericke und deutete auf den Kasteninhalt.

Die Frau starrte ihn verständnislos an.

„Wissenschaftliche Arbeiten, Versuchsgeräte, Experimentierextrakte . . . darunter eine Übersetzung der vollständigen Schwingungsgesetze des Pendels und der Gesetze des freien Falles . . .“

„Von Galileo Galilei?“ rief Henning voller Überraschung aus und ließ

die Feder sinken. „Mein Lehrer hat mir von dem großen Italiener erzählt, von seinen Entdeckungen, von seinem Fernrohr, von der hydrostatischen Waage . . . Sie haben ihn vor die Inquisition berufen, und er bekennt sich nach wie vor zur kopernikanischen Lehre. Nicht wahr, Ihr seid auch der Meinung, daß die Sonne Mittelpunkt dieser Welt ist und nicht die Erde . . .“

„Was für ein widerwärtiges Geschwätz!“ bemerkte die Edle von Dohna-Kalkreuth, indem sie die Stirn in Falten zog. „Ich wünsche nicht, daß du dich dafür begeisterst, was gewisse Sonderlinge explizieren. Das bringt nichts ein . . .“

„Es macht reicher . . . reicher an Wissen . . .“

„An Wissen“, wiederholte sie in einem Ton, dem deutlich anzumerken war, wie gering sie Werte schätzte, die sich nicht in klingender Münze offenbaren. „Schreib auf, was ich dir gesagt habe . . .“

Henning senkte für einen Augenblick den Kopf. Der Anblick der geöffneten Schublade und der sich in dem Wortwechsel andeutende Gegensatz von Eigen- und Gemeinnutz zwang ihn erneut, den angefangenen Satz zu unterbrechen. Es war ihm nicht unbekannt, daß sich der Ingenieur Otto Gericke sehr ernsthaft mit astronomischen Fragen beschäftigte und auch auf anderen wissenschaftlichen Gebieten tätig war. Er hätte ihn gern einiges gefragt, oder ihm doch wenigstens zu verstehen geben mögen, daß er sich brennend dafür interessierte.

„Fertige dazu eine Abschrift des Schuldscheines aus!“ befahl ihm die Mutter. Sie selbst war, wie viele Menschen dieser Zeit, weder des Lesens noch des Schreibens kundig, wohl aber aller Register einer auf den eigenen Vorteil bedachten Rede.

„Und dieser Unrat dort soll unersetzlich sein?“ wandte er sich erneut an Gericke, der, da ihm die Wißbegierde des Jungen gefiel, von den Zeichnungen auf seinem Tisch wahllos einige hervorzog und sie ihm hinüberreichte.

„Soll das etwa auch eine Brücke werden?“ fragte die von Dohna-Kalkreuth mit zusammengezogenen Augenbrauen, als sie einen Blick darauf geworfen hatte.

„Eine Brücke?“ wiederholte Gericke, „wenn man so will . . . eine Brücke des Verständnisses vielleicht für das, was täglich, stündlich, ja fortwährend um uns herum geschieht . . . ein Gerät, um die besonderen Eigenschaften der Luft zu ermitteln, ihre Dichte, ihr Gewicht, ihre Temperatur . . .“

„Der Luft?“

„Ist das so unbegreiflich, daß man sich einmal damit beschäftigt?“

Die Frau schüttelte entgeistert den Kopf.

„Es ist alles noch im Entstehen begriffen. So Ihr in Monaten wiederkämet, möchte vielleicht schon mehr zu gewärtigen sein . . . Gut Ding braucht gut Weil . . .“

Henning betrachtete unausgesetzt das Blatt, auf dem ein Röhrensystem aufgemalt war, dessen Zusammenhang und Wirkungsweise er nicht verstand. Im Moment begriff er nur dies: Dieser Mann da vor dir denkt nicht an sich . . . alles, was er tut, geschieht um der Wahrheit willen, geschieht für alle . . . es erhebt und befreit. Was Mutter sagt, zerstört die Freude darüber . . . es macht dürftig und arm. Henning begann, sich zu schämen. Aber weil es seine Mutter war, die er liebte und für die er nun zugleich diese Scham empfand, hätte er zugleich losheulen mögen. Gericke entrollte währenddes einen großen Bogen. Auf ihm war ein merkwürdiges Gestell zu sehen, das, den Andeutungen nach, dazu bestimmt zu sein schien, eine Kugel in der Schwebe zu halten.

„Und das ist ein erstes Modell dazu“, sagte Gericke, griff in ein Regal, holte eine ganz aus Schwefel bestehende, apfelgroße Kugel hervor und rieb sie einige Male an dem Ärmel seiner Jacke. Als er sie daraufhin in mäßigem Abstand über einige auf dem Tisch herumliegende Papierschnitzelchen hinwegführte und diese sich, wie von geheimen Kräften angezogen, an die Kugel hingen, wollte der Freifrau vor Verwunderung fast der Mund offenbleiben.

„So ungefähr zieht die Erde uns und alle Dinge, die sich auf ihr befinden, an sich heran“, erklärte Gericke den Vorgang, rieb die Kugel ein zweites Mal und hielt sie dem erstaunten Jungen ans Ohr.

„Es knistert, was ist das?“

„Eine Kraft, die dem Magnetismus verwandt sein muß“, antwortete Gericke, beugte sich über die Zeichnung und fügte ein paar Striche hinzu. „Die Ergebnisse meiner ersten Versuche sind verbrannt. Ich bin gezwungen, wieder ganz von vorn anzufangen . . . wie mit der Röhrenkonstruktion dort . . .“ – Er deutete auf eine der Schalen mit den Gläserben darin.

„Und Ihr glaubt, diese Kraft ergründen zu können, so Ihr Euch mit diesen Geräten eingehender beschäftigt?“ fragte Henning und sah den Mann mit dem kurzen Bart auf Kinn und Oberlippe eindringlich an.

„Man muß die Natur zwingen, sich in bestimmten Erscheinungen zu äußern!“ antwortete Gericke.

„Die Natur läßt sich nicht überlisten“, schaltete sich da die Freifrau ein. „Ihr mögt es hundertmal behaupten!“

„Gehen wir jetzt?“ fragte Lieberenz plötzlich ins Zimmer tretend und band sich die Schürze vom Wams. Lieberenz, der nach Feierabend bei seinem Meister stets noch ein, zwei Stunden zu Gericke ins Amt kam, hörte schwer. Das war die Folge jahrzehntelanger Tätigkeit hinter dem Amboß. Viele hielten ihn, den von Brandnarben entstellten und stets ein wenig Unruhe verbreitenden Alten mit der hängenden Unterlippe und der Nase eines trinkfesten Zechers, für einen wunderlichen Kauz. In Wirklichkeit war er ein tüchtiger, wenn auch etwas verschrobener Mensch, der in seiner Arbeit und den gelegentlichen Aufträgen Gerickes aufging und in seiner Poltrigkeit auf Uneingeweihte abstoßend wirken mochte. „Noch nicht, aber gleich!“ rief Gericke ihm zu, worauf er verschwand und sich an seinem Handwerkszeug zu schaffen machte.

„Ein Astrolabium!“ staunte Henning und streckte die Hand nach einem astronomischen Messungen dienenden Gerät aus, das er erst jetzt hinter einem Berg übereinanderliegender Bücher entdeckte. „Schaut, Frau Mutter, damit kann man die Größe der Sterne bestimmen . . .“

„Laß das jetzt!“ wehrte sie ab, da ihr die Unterhaltung schon seit geraumer Zeit nicht mehr geheuer war. „Hast du den Hinterlegungsschein abgeschrieben? Die Kopie bleibt hier!“

Er hat das Astrolabium allein gefertigt, dachte Henning, während er

sich zweimal verschrieb. Es steht auf dem Schildchen. „Fait par Otto Guericke, Ingenieur à Magdebourg – 1632“. Wenn es ihm nur gelingt, seine Versuche zu einem guten Ende zu bringen.

„Herr Stadtbaumeister, vom Dom herab hat es halb sechs Uhr geschlagen“, meldete sich Lieberenz ein zweites Mal, obwohl sich die Domtürme so weit weg befanden, daß man sie hier kaum mit gesunden Ohren schlagen hören konnte. In seinen großen Händen hielt er ein gläsernes Gefäß.

„Eigentümliche Sitten sind das hier!“ bemerkte die Freifrau und sah sich verblüfft um.

„Nein, wenn Ihr erlaubt zu widersprechen, Ihr sitzt schon seit halb vier!“ antwortete Lieberenz, der die Äußerung verkehrt verstanden hatte. „Ich habe nach der Uhr gesehen, und jetzt ist es halb sechs . . .“

„Was schert ihn das?“

„Meine Zeit ist bemessen“, mischte Gericke sich ein. „Er weiß Bescheid. Ich habe ihm extra eingeschärft, mich um halb sechs abzurufen. Wir wollen zum Dom hinüber . . .“

„Zum Dom?“ – Sie lachte abfällig. „In die Wirtschaft ‚Zum Prälaten‘ vielleicht.“ „Da holt sich der Kerl wohl Schnaps in der merkwürdigen Flasche!“

„Was soll ich denn mit Raps in der Tasche!“ glaubte Lieberenz sich gegen vermeintliche Verdächtigungen verteidigen zu müssen und sah die fremde Frau verwundert an. – Und als sie auf das birnenförmige, mit einem Hahn verschließbare Glasgefäß in seiner Hand deutete und ihre Vermutung lauter wiederholte, schüttelte Lieberenz den Kopf und sagte: „Luft hole ich darin, vom Dom herab, jawohl, reine Luft, die ganze Flasche voll . . . um sechs soll ich oben sein!“

Henning spitzte die Ohren.

„Ja, will mich denn der blöde Kerl zum Narren halten? Will er mich exaltieren?“ entrüstete sich die Edle von Dohna-Kalkkreuth und erhob sich mit gerafftem Rock vom Stuhl.

„Er sagt, wie es ist“, lächelte Gericke, den die Szene belustigte.

„Ein neues Experiment doch wohl, nicht wahr?“ fragte Henning.

Gericke nickte. „Ich habe beobachtet, daß die Luft beim Öffnen des Hahnes oben auf dem Turm fast unmerklich, aber doch wahrnehmbar ausströmt, verstehst du. Mache ich ihn aber wieder zu und öffne ihn erst unten am Fuße des Turmes wieder, dann dringt die Luft rasch wieder ein . . .“

„Welch närrisches Unterfangen!“ machte sich die Freifrau lustig.

„Gar so närrisch wie Ihr meint, ist es nicht“, versuchte Gericke sie in aller Ruhe zu überzeugen, „in den oberen Regionen muß die Luft wohl weniger elastisch sein und weniger dicht als unten. Das ist das ganze Geheimnis. Ich bin dabei, den Druck der Luft zahlenmäßig zu erfassen. Ich glaube, es lassen sich daraus allerlei Folgerungen ziehen . . .“

„In Magdeburg kümmern sich die Beamten der Stadt also um die Luft, um das Wetter, um Kinkerlitzchen – nur nicht um das Recht der Betroffenen!“

Henning ließ die Feder sinken. „Frau Mutter, laßt Euch doch erklären . . .“

„Jawohl, ich fühle mich betrogen, betrogen um fünfhundert Taler, die allem Anschein nach dazu benutzt werden, die Spielereien gewisser Leute zu finanzieren!“ stellte die Edle von Dohna-Kalkkreuth voller Erregung fest, während sie sich, auf Henning gestützt, der Tür zuwandte und danach grußlos das Zimmer verließ. –

„Der Herr Baumeister sollte sich entschließen, seine Studierstube in einen der Domtürme zu verlegen“, sagte Lieberenz nachdenklich und



von dem ehrlichen Wunsch beseelt, dem gelehrten Mann mit einem guten Rat über die Häßlichkeit des Auftritts von eben hinwegzuhelfen. „Dort habt Ihr die nötige Luft gleich bei der Hand . . . na, und vor den vierhundert Treppenstufen haben Damen wie diese da eben ganz sicher eher Respekt als vor der Wissenschaft . . .“

Gericke mußte lächeln, nachdem er solange ein wenig verstimmt vor sich hingesonnen hatte. –

Noch am selben Abend fand er auf seinem Arbeitstisch die Abschrift jenes Hinterlegungsscheines vor, auf dessen Rückseite er zu seinem nicht geringen Erstaunen die Worte las: „Es tut mir leid. Ich wünsche Euch Glück. Darf ich wiederkommen? – Henning.“

*

Ein patenter Bursche, dieser Henning, nicht wahr? – Macht die Bekanntschaft eines nicht alltäglichen Mannes und redet frisch von der Leber weg, als ob er ihn schon eine Ewigkeit kennt. Und dabei handelt es sich ja immerhin um recht verwickelte Dinge. Oder wüßtet ihr mit einem Begriff wie dem „kopernikanischen Weltbild“ auf Anhieb etwas anzufangen? Iska und die Freunde wußten es jedenfalls nicht sofort, als sie ihn bei ihren Nachforschungen über Gerickes Verdienste um die Wissenschaft aufstöberten. Ist ja an sich auch kein Malheur. Das wäre es nur dann, wenn sie sich nicht weiter um die Deutung kümmerten. Aber sie kümmerten sich eben doch darum, und zwar ausgiebig, weil sie ihre Sache ernst nahmen. Und dabei kamen sie zu dem Ergebnis, daß Kopernikus rund hundert Jahre früher als Gericke gelebt und sich ebenfalls mit naturwissenschaftlichen Fragen beschäftigt hatte. Es gelang ihm, durch Beobachtungen und Berechnungen das kopernikanische oder heliozentrische System zu begründen, wonach die Sonne den von der Erde und anderen Planeten umkreisten Mittelpunkt darstellt. Ihr meint, das sei selbstverständlich? Nun, für die Menschheit vor dreihundert bis vierhundert Jahren kam das einer alle ihre Weisheiten auf den Kopf stellenden Sensation gleich. Denn für sie galt die Erde als Zentrum der

Welt; eine Ansicht, die von dem im 2. Jahrhundert n. Chr. in Ägypten lebenden Sternforscher Ptolemäus stammte und sich länger als tausend Jahre behauptete.

Nun werdet ihr vielleicht auch verstehen, wieso Hennings Mutter Gericke's Unterfangen, die Luft zu erforschen, für absurd hielt. Was galt den Menschen von damals die Luft, wo sie nicht einmal über die Erde eine klare Vorstellung besaßen. Übrigens belächelte ganz Magdeburg die seltsamen Spielereien des Ingenieurs Gericke, dem als Ratsherr hingegen ihr vollstes Vertrauen gehörte. Vertrauen will erworben sein, noch dazu in einer Stadt, die, wie Magdeburg, vom Kriege so fürchterlich zerstört worden war und wo nur galt, was dazu beitrug, das Leben zwischen den Ruinen erträglich zu machen.

Die Schweden, die nach dem Abzug der Pappenheimschen Truppen die Stadt besetzten, bedienten sich gern eines so tatkräftigen Mannes, wie Gericke einer war, um den Wiederaufbau der für sie wichtigen Festung in die Wege zu leiten. — Wie gewissenhaft Gericke die ihm vom Statthalter des Erzstiftes übertragenen Aufgaben erfüllte, läßt sich heute noch aus seinem Entwurf für die Neuerrichtung der Innenstadt ersehen, von dem ja bereits die Rede war. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätten auch sofort alle Kräfte für die Verwirklichung seines Planes eingesetzt werden müssen. Stattdessen dachten die Schweden erst einmal an die Instandsetzung der Befestigungsanlagen, die Bürger mußten mit Notquartieren vorlieb nehmen, die zwischen Schutt und Trümmer entstanden. Immerhin kam wenigstens der Brückenbau in Gang, den Gericke überwachte. —

Seit der Zerstörung waren fünf Jahre vergangen und die Stadt begann, sich von den ärgsten Folgen der Katastrophe zu erholen, als über die kaum mehr als fünftausend Einwohner (von einstmal 30000 Menschen) neues Unheil hereinbrach. Der Kurfürst von Sachsen hatte das mit den Schweden geschlossene Bündnis gekündigt und zu Prag mit dem Kaiser Frieden geschlossen. Nicht lange danach sahen sich schon die Schweden von den kursächsischen Truppen derart bedrängt, daß sie die Stadt Magdeburg räumen mußten. Otto Gericke war indes auch beim Kur-

fürsten von Sachsen recht angesehen und ging seiner Tätigkeit als Rats-
herr und als Ingenieur bei der Überwachung der Festungswerke und der
bürgerlichen Bauvorhaben nach. Kam noch hinzu, daß ihm die Brau-
gerechtsame neu bestätigt wurden und eine Anzahl mit dem Biervertrieb
beschäftigter Leute der Anleitung und Aufsicht bedurften. Diese Pflich-
ten hätten ihn ausfüllen können, denn sie erforderten den ganzen Men-
schen. Und dennoch fühlte er sich immer wieder aufs neue zu seiner
wissenschaftlichen Beschäftigung hingezogen. Die Luft – der Raum –
die Atmosphäre . . . die Kräfte, die in ihr wirksam sind, das alles ließ
ihn nicht mehr los.

Das hatten auch Iska und die Freunde längst erkannt, als sie sich an
Hand ihrer Unterlagen Klarheit über die Schwefelkugel-Experimente
verschafften. Übrigens fand sich in Iskas Skizzenmappe noch ein Bild, auf
dem drei Menschen – zwei Männer und eine Frau – zu sehen waren.
In einer von einem Windlicht schwach erhellten Laube spielte der jüngere
der beiden Männer Geige. (Harald meinte allerdings, es sähe eher aus,
als ob der Mann mit einem Fuchsschwanz ein Nudelholz zersäge. Das
sagte er aber schon deshalb, weil er sich auf eine billige Art und Weise
für Iskas Besserwisseri revanchieren wollte.) – Rudi Blank war auch
der Ansicht, es käme beileibe nicht darauf an, Kunstwerke zu schaffen,
sondern die Vergangenheit – in diesem Falle das Jahr 1637 – zu illu-
strieren. Und Iska fügte hinzu, für sie sei das Bild so lebendig, als höre
sie das Lied der Musikanten . . .

Wieso ein ganz vernünftiger Mensch
mit einer eigensinnigen Feder Hokuspokus treibt

Durch die Stille einer warmen Julinacht schwebten Geigentöne hin wie samtene Falter. Es war, als lauschten die alten Bäume neben der weinberankten Laube in regloser Andacht versunken diesem Spiel. Vom Zaun her dufteten die Rosen.

Otto Gericke saß mit seiner Frau im Garten hinter dem Haus, um den Frieden dieser Stunde zu genießen. Die Tage waren angefüllt mit Arbeit, Mühen und Sorgen, und Augenblicke der Sammlung wie diese gehörten zu den seltenen Geschenken der Zeit. Der Geigenspieler war Henning; er hatte sich ein Jahr nach der ersten Begegnung mit Gericke für die Übersiedlung in die zerstörte Stadt entschieden. Seine Mutter hatte das Gut verkaufen müssen, nachdem ihr Besitz durch ihr allzu großartiges Auftreten rasch verschuldete. Henning arbeitete in den ersten Jahren als Maurer in der Stadt und war später, durch die Fürsprache Gerickes, als Gehilfe beim Vermessungsamt untergekommen.

In seiner Freizeit ging er nicht selten zu Gericke, dem nach wie vor seine ungeteilte Hochachtung gehörte, um in gelegentlichen Gesprächen oder durch kleine Hilfeleistungen bei seinen Experimenten sein eigenes Wissen zu bereichern. So wie jetzt hatten sie jedoch schon lange nicht mehr beieinander gesessen. Henning war auf ein Vierteljahr zu Dienstleistungen in Köthen herangezogen worden und hatte den Tag der Rückkehr dazu benutzt, der ihm so wohlgesonnenen Familie Gericke auf musikalischem Wege etwas von seiner Dankesschuld abzustatten. — Er hatte den Bogen längst sinken lassen, während sich die Eheleute stumm die Hände hielten und in den bestirnten Himmel zwischen Bäumen und Rankwerk blickten.

„Führen sich gut ein, die Hundstage“, brach Henning das Schweigen, „eine Nacht so warm und so voller Dürfte habe ich lange nicht erlebt.“ „Und erfüllt von so schöner Musik erst recht nicht“, fügte Frau Margarethe anerkennend hinzu. Das machte ihn glücklich. – Das Windlicht im Glas auf dem Tisch verbrannte mit regloser Flamme und warf einen warmen, milden Schein über ihre Gesichter.

„Wieso eigentlich Hundstage, Otto?“ fragte die Frau schließlich und strich sich eine Strähne ihres blonden Haares aus der Stirn.

Gericke sah immer noch in den Nachthimmel hinauf. „Ja, was meinst du?“ fragte er erst nach einigen Augenblicken, weil seine Gedanken abgeschweift waren.

Frau Margarethe lächelte nachsichtig, bevor sie ihre Frage wiederholte. Es kam so oft vor, daß sie Dinge zweimal sagen mußte.

„Ihren Namen führen sie daher, weil in diesen Tagen im Altertum der Hauptstern des Großen Hundes, der Sirius, wieder am Morgenhimmel auftauchte. Sirius ist der hellste Fixstern . . .“

„Im Ägypterland doch wohl“, meldete sich Henning zu Wort. „Bestanden nicht Zusammenhänge zwischen dem Nil und der Ernte . . .?“

Gericke nickte. „Gut aufgepaßt, Henning. – Wenn die Überschwemmung des Nilstromes ihren Höhepunkt erreichte, tauchten am Morgenhimmel, als Freudenbote gleichermaßen, der Sirius auf. Denn die Überschwemmung verhiess eine gute Ernte. Kein Wunder also, daß man beide Erscheinungen, die lebenspendende Flut und das funkelnde Gestirn, miteinander in Beziehung brachte, wiewohl man es mit einem reinen Zufall zu tun hatte. Der Sirius wurde zum ‚Herrn des Jahres‘ erhoben und die Zeit, während die Sonne also das Tierkreiszeichen Löwe durchlief, Hundstage genannt . . .“

„Und das hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten?“ wunderte sich Frau Margarethe. „Man sollte auch nicht daran rühren.“

Gericke mußte lächeln. Das war für ihn bestimmt. Margarethe sorgte sich um ihn. Sie sah es nicht besonders gern, daß er sich neben seinem Beruf auch noch mit so komplizierten Fragen der Physik und der Astronomie auseinandersetzte. Häufig überraschte sie ihn nachts, wenn er vor-

gab, nach den Pferden sehen zu wollen, daß er stattdessen Stunde um Stunde über Büchern und Zeichnungen hockte und mit allerlei selbstgebauten Geräten herumexperimentierte. Er vergaß darüber Essen und Trinken und nicht selten sogar den Schlaf. Frau Margarethe bewunderte ihn, aber sie zeigte es ihm selten, damit er sich nicht noch mehr der Wissenschaft verschrieb. Nun, da sie, den besternten Himmel über sich und den Klang der verwehten Melodie im Ohr, zu dieser Stunde um den Tisch der alten Laube saßen, drängten sich ihr die Worte auf, die sie vor Tagen in einem seiner Journale gelesen hatte.

„Dieses Sternenheer existiert nicht etwa als ein bloßer Begriff in unserer Einbildung, sondern es ist wie eine Schlachtordnung vor unseren Augen aufgestellt, damit es sozusagen durch die Furcht vor dem Blitzstrahl die Bösen und Gottlosen in ihrem sündhaften Tun schrecke, den Guten und Gottesfürchtigen aber jenen heiligen und barmherzigen Herrn der Heerscharen offenbare . . .“ Sie hatte die Worte fast gegen ihren Willen vor sich hingesprochen. Als Henning zu wissen wünschte, von wem sie seien, sah Frau Margarethe den Mann an ihrer Seite an.

„Das ist Lyrik, Schwärmerei!“ lächelte Gericke.

„Es ist schön“, beharrte sie.

„Schön ist auch die Geschichte der Ägypter über die Hundstage, wissenschaftlich gesehen hilft sie uns nicht weiter . . .“

„Weiterhelfen . . . Otto, wie es ist, ist es gut. Sei zufrieden!“

„Er atmete schwer. Dann legte er seiner Frau den Arm um die Schulter und sagte: „Zufrieden darüber, daß man so wenig weiß?“

Henning begriff ihn; er hatte gerade vorhin erfahren, daß es Gericke trotz der erschwerenden Umstände gelungen war, neue Schriften von Kepler, einem der Begründer der neuen Astronomie, zu erstehen. Er brauchte sie für seine Arbeit. Seine Arbeit – es war ein schweres, ein fast aussichtsloses Unterfangen.

„Da sind Sterne, riesige, unsere Erde an Größe um ein Tausendfaches übersteigende Sterne . . . Und da ist der Weltenraum – grenzenlos, ewig, unvorstellbar“, sprach Gericke seine Gedanken in die Stille, und seine vom Kerzenlicht schwach beleuchteten Züge strafften sich unmerklich.

„Was ist das aber für ein Etwas, dieser Raum. Ist es Luft von der Art, wie wir sie atmen? Ist es ein himmlisches Feuer, wie die Aristoteliker behaupten, oder flüssig nach Tyche Brahes Meinung? Ist es ein jeglicher Stoffheit barer Raum? Wenn das der Fall ist, welche Eigenschaften besitzt er? Kann man ihn künstlich erzeugen, sagen wir für den Fall, daß er leer wäre?“

„Und wenn man es könnte – wem wäre damit gedient?“ unterbrach ihn seine Frau in dem Bestreben, ihn vor einer Vergeudung von Zeit und Geld zu bewahren.

„Wissenschaft und Wahrheit wäre ein unschätzbarer Dienst erwiesen“, warf Henning ein, dem das lockige, braune Haar noch immer in so verschwenderischer Fülle in den Nacken fiel wie vor acht Jahren, als sie sich kennenlernten.

Gericke schwieg, aber seine Augen schienen auf ein fernes, schwer erreichbares Ziel gerichtet zu sein.

„Was hat der unermessliche Raum dort oben mit uns kleinen Menschen hier unten auf der Erde zu schaffen?“ wollte Frau Margarethe wissen und sah ihren Mann zweifelnd an. „Und wie stellst du dir das alles überhaupt vor . . . deine Wissenschaft und das Leben. Gut, du erforscht die Luft . . . was hilft das den Menschen. Otto, die Luft . . .“, sagte sie und fuhr ihm mit der Hand durch das angegraute Haar.

„Es ist gar rühmlich, daß überhaupt einmal jemand an diese Dinge rührt“, wandte Henning ein. Er sah zu Gericke hinüber. Der Widerschein des Lichtes kroch über sein Gesicht wie der erwachende Tag über eine zerklüftete Landschaft.

„Vor einiger Zeit hat man drüben bei Wanzleben einer Frau den Prozeß gemacht und sie schließlich, unter dem Vorwande, sie sei eine Hexe und habe den Pfarrer verzaubern wollen, verbrannt“, sagte Gericke und in dem Klang seiner Stimme lag Trauer und Anklage zugleich. Er blickte aus schmalen Lidern in die Flamme, als er fortfuhr: „Es geschah im Namen Gottes . . . im Namen des Gottes, der für die Scholastiker leibhaftig im Himmel über den Gestirnen wohnt, während die Erde nach ihrer Vorstellung unbeweglich im All hängt.“



„Es kann nicht Gottes Wille sein, daß der Mensch den Menschen tötet!“ ereiferte sich Henning, „ebensowenig wie die Sonne um die Erde kreist . . .“

„Sie berufen sich auf die Bibel in der irrigen Meinung, daß sie auch in den Fragen der reinen Naturwissenschaft zuständig sein müsse“, antwortete Gericke äußerlich gelassen, aber im Inneren doch tief ergriffen und erregt über die verheerenden Folgen, die eine solche Denkungsweise nach sich zog. „Um Gottes wahren Willen zu ergründen, ist es aber nötig, die Natur nach wissenschaftlichen Maßstäben zu erklären. – Gott ist die Natur und die Erde – das Weltall und die Luft . . . Gelingt es aber, an die Stelle der dumpfen Vermutung über die wahre Beschaffenheit dieser Welt und ihrer Erscheinungen das exakte Wissen zu setzen, dann wird der Mensch seinen Verstand besser zu gebrauchen wissen als jetzt, da man ihn zu glauben zwingt! Man wird aufhören müssen, im Namen Gottes Menschen in den Tod zu schicken, so wie das neulich in Wanzleben geschah . . .“

Sie schwiegen, jeder mit sich und seinen Gedanken beschäftigt. In der

Ferne schrie ein Käuzchen. Frau Margarethe machte ein betroffenes Gesicht. Käuzchen um Mitternacht kündeten Unheil. Während sie ihr Tuch um die Schultern zog, legte Otto Gericke einen metallenen Untersetzer auf den gläsernen Windfang der Kerze, so daß sie von jeder Luftzufuhr abgeschnitten war. Schon nach kurzer Zeit schrumpfte die Flamme zusammen.

„Die frische Luft fehlt“, sagte Henning und rückte näher.

Gericke nickte. „Nun wird sie gleich verlöschen.“

Sie blickten alle drei in das sterbende Licht, bis es völlig erstickt war. Dunkelheit umfing sie nun, und die Sterne erschienen ihnen doppelt so hell.

„Die Luft darin oder aber doch das von ihr, was die Flamme zum Brennen unbedingt benötigt, ist verbraucht“, sagte Gericke.

„Und das übrige, der Rest – was ist mit dem Rest?“ spann Henning den Gedanken weiter. „Was wäre, wenn man alle Luft daraus entfernte?“

„Dann müßte man zu einem Vakuum, zu einem luftleeren Raum, gelangen . . .“

„Zu einem absolut luftleeren Raum?“ fragte Henning voller Erstaunen, weil er wußte, wie entschieden die Gelehrten aller Universitäten das Vakuum bestritten.

„Freilich, wo Leere ist, kann schwerlich der Sitz der Seligen, das empyreum, existieren. Auch die Hölle ist im Nichts undenkbar“, sprach Gericke mit seiner klaren, Energie verratenden Stimme vor sich hin. „Man wird das einsehen müssen, ob es gewissen Leuten paßt oder nicht. Die Wahrheit ist unbarmherzig nur für den, der sie zu scheuen hat!“

Frau Margarethe bangte vor jedem weiteren Wort von seinen Lippen. Die Kirche war allmächtig und die Auffassung ihrer Würdenträger unantastbar. – „Otto“, bat sie ihn, „Otto, es gibt so viel Aufgaben für dich, die gefahrloser sind und mit weniger Verdruß und Ärgernissen verbunden, als diese Dinge . . .“

„Aber nichts, was ebenso wichtig wäre!“ unterbrach er sie.

„Seit eh und je gelten Gottes Thron und des Satans Fegefeuer als feste, unverrückbare Begriffe . . .“

„Sind sie deshalb auch wahr? Denke an die unschuldige Frau aus Wanzleben. Sie ist eine von vielen.“

„Denke an dich, an deine Gesundheit, an deine Familie!“

Er ergriff ihre Hände und streichelte sie dankbar. „Margarethe, was könnte ich Besseres tun für uns alle, als mein Scherflein dazu beizutragen, daß es ein wenig heller wird, wo so lange, viel zu lange Finsternis war . . .“

Dann griff er wie zufällig in das Rankengewirr der Kletterrosen hinter sich, brach eine eben erblühte Knospe ab und sah sie lange an. „Wie der Duft dieser Rose in den unmittelbar anstoßenden Raum ausströmt und zwar nicht ins Unbegrenzte, sondern innerhalb eines gewissen Bereichs ihres Vermögens, so verhält es sich auch mit der Lufthülle der ganzen Erde“, sagte er. „Diese Hülle, meine ich, dehnt sich nicht ins Unendliche aus, sondern erreicht eine Grenze. Wo sie aber aufhört, dort fängt notwendigerweise der reine, von allem Körperlichen leere Raum an“, fügte er hinzu. „Wenn aber die Natur ein annäherndes Vakuum zuläßt, ist auch ein völliges möglich . . .“ – Es war wieder still. Die Rosen dufteten – die drei Menschen atmeten die laue Nachtluft ein und lauschten auf den Schlag ihrer Herzen.

„Nein, es gibt keinen horror vacui, keine Furcht der Natur vor der Leere! Soviel ist mir nun klar.“ Er barg die Knospe behutsam in seiner Hand.

„Eh du so viel Bücher dagegen geschrieben hast, wie sie dafür geschrieben haben, die anderer Meinung sind, bist du alt und grau“, sagte Frau Margarethe mit einem leisen Seufzer und entzündete mit einem Feuerstahl die Stallaterne neben sich auf der Bank. „Und dann steht erst Meinung gegen Meinung.“

„Ja, wenn ich weiter nichts wollte . . . Bücher . . . Theorien . . . Meinungen . . . Meinungen haben so viele!“ wehrte er ab. „Es gibt nur ein Mittel, um über alle irrigen Meinungen zu triumphieren – auch über die gelehrteste – das ist der Beweis! Der Beweis als Ergebnis eines nachprüfbaren Experimentes . . .“

„So wollt Ihr also die bestehende Lehrmeinung über das Vakuum wider-

legen?“ fragte Henning ungläubig, weil diese Absicht nach dem derzeitigen Stande der Wissenschaft ans Märchenhafte grenzte. Er sah zu Gericke's Platz hinüber und erblickte sein kühnes Profil als scharfgestochene Silhouette vor dem jetzt bereits vom Licht des aufgehenden Mondes schwach erhellten Nachthimmel.

Henning rührte sich nicht. Er sprach im Geiste jede einzelne Silbe dieses inhaltsschweren Satzes nach und zwang sich zu begreifen, daß es nicht im Traum geschah. Alles, was er selbst täglich dachte, plante und tat, kam ihm plötzlich so minderwertig vor.

„Ich glaube es Euch!“ sagte Henning. Er wollte noch mehr sagen, aber er fand keine Worte, die ihm wert genug erschienen.

„Lieberenz baut mir jetzt eine alte Feuerspritze um“, sprach Gericke in die blakende Flamme der Laterne hinein. „Ich bin dabei, ein neuartiges Klappenventil zu konstruieren.“

„Dann werdet Ihr Eure Versuche mit Wasser . . .“

„Ja, Wasser verdrängt die Luft, und wenn ich es unter gewissen Voraussetzungen aus dem Behälter herauspumpe . . .“ Er stützte seinen Kopf in die eine Hand, so wie es seine Angewohnheit war, wenn er über irgend etwas nachgrübelte. Und das geschah so oft, daß sich Frau Margarethe ernstlich Sorgen um ihn machte.

„Ach bitte, Henning, seid so lieb und spielt uns noch etwas vor“, wandte sie sich deshalb an den Gast. „Etwas Lustiges, wenn es sein kann. Ich sehe meinen Mann so selten lachen . . . Ihr sprachtet doch vorhin davon, daß Ihr das Erlebnis auf Eurer Reise nach Köthen, die Sache mit dem angetrunkenen Bäuerlein und dem davongelaufenen Schwein, in Töne gekleidet hättet . . . Laßt hören, Herr Hofkompositeur . . .“

„Herzlich gern, wenn's Euch Vergnügen macht“, lächelte Henning und griff nach seinem Instrument, während seine Gedanken noch immer bei dem waren, was er soeben vernommen hatte.

„Ist das der Text dazu?“ erkundigte sich Gericke, indem er ein aus dem Geigenkasten gefallenes Büchlein von der Erde aufhob.

Henning schüttelte ein wenig verlegen den Kopf.

„Die Kunst complaisant zu conversieren, in kurzem sich zu einem Men-

schen von guter Conduite zu machen“, las Gericke und rieb sich schmunzelnd das Kinn. „Aufrichtige Anleitung, wie sowohl ein Junger von Adel, als anderer, der von guter Extrakzion soll rechtschaffen auferzogen werden, er auch seine Conduite selbst einrichten und führen müsse . . . Wie man mit Ministern umgehen muß . . . Was auf Reisen erfordert wird . . . mit Leuten geringen Standes . . . wie man sich gegen Frauenzimmer complaisant erzeigen soll . . . All denen, so Tugend und Ehre lieben, zu verhoffenden Nutzen an das Licht gegeben . . .“ Gericke sah auf. „Da schau mal einer an . . . der Henning will ein vornehmer Mensch werden . . . will sich gegen Frauenzimmer in Hinkunft complaisant erzeigen . . .“

„Der Henning kennt sich auch so in guten Sitten aus“, trat Frau Margarethe für ihn ein.

„Also wirst du nach französischem Vorbild beim Gruß auch bald den Hut mit schwungvoller Gebärde vom Kopfe ziehen, wie?“ erkundigte sich Gericke, „und im Beisein von Frauenzimmern nicht mehr das Knieband geraderücken.“

„Das Buch ist das einzige Erbstück vom Besitz der Eltern“, erklärte Henning nicht ohne Bitterkeit. Aber dann fing er sich, lachte spöttisch und meinte: „Ich dachte freilich, die Vornehmheit der großartigen Herrschaften stünde hier drinnen aufgeschrieben.“ Er klopfte sich an die Brust. „Daß man sich so oft von mühsam anerzogenen Äußerlichkeiten täuschen läßt.“

Gericke blätterte währenddes in dem Buch. „Was aus Frankreich kommt, wird unbesehen nachgeäfft“, sagte er wie zu sich selbst, und es klang nicht besonders freundlich.

„Wie soll die Nase mit ihrer Zubehörde gehalten werden?“ fragte Gericke dann mit einem Blick ins Buch, um gleich darauf die Antwort abzulesen: „Nicht wie ein unsauber Geschirr. – Ist’s auch höflich, mit dem Rock zu schneuzen? – Nein, entweder mit zwei Fingern oder mit einem Faciletlein . . . – Was soll der tun, dem ein Löffel mit weicher Materie zugereicht wird?“

„Da bin ich aber gespannt“, antwortete Frau Margarethe.

„Der soll es mit dem Löffel zu sich nehmen und essen, danach den Löffel am Tischtuch reinigen und wieder zurückgeben. – Iß die Rinden nicht ohne die Krumen“, zitierte er eine weitere Anstandsregel und fügte belustigt hinzu: „Gilt für Klein-Ottchen, den Schlingel! – Aber hier: Mit Frauenspersonen rede als mit Leuten, die unter den Mannspersonen stehen. Wie paßt denn das zu dem, was vorn zu lesen ist . . . die Tugend und Ehre lieben . . . als ob die Frauenzimmer minderwertige Menschen wären.“

Henning machte eine wegwerfende Handbewegung. „Es steht ja auch geschrieben, daß es einer adeligen Person sehr wohl ansteht, Zähne und Nägel zu säubern und das Gesicht zu waschen . . ., wohlgermerkt, adeligen Personen! Wie mich diese aufgeblasene Willkür fuchst!“

„Ihr sollt Euch ja nicht zürnen“, redete Frau Margarethe beschwichtigend auf ihn ein. „Spielt bitte jetzt.“

Sie nahm die von Motten umschwärmte Lampe vom Tisch, um keine Ablenkung zu haben und gab sich dann dem Vortrag seiner munteren Weise hin. –

Henning hatte sein Spiel noch nicht beendet, als vom Hoftor her heftiges Pochen vernehmbar war.

„Kriegsvolk!“ stieß Frau Margarethe betroffen hervor und faßte ihren Mann am Arm.

Henning ließ Instrument und Bogen sinken. „Ist’s noch immer gar so arg mit den Belästigungen?“ fragte er flüsternd.

„Mehr denn je.“

„Die Schweden haben’s schon manchmal derb getrieben, die Kursächsischen sind aber noch viel schlimmer. Die Großmanns aus der Schulstraße und die Constabels von der Tischlerbrücke haben ihre Häuser im Stich gelassen und sind in der vorigen Woche aufs Land gezogen, weil die einquartierten Offiziere sie so scheußlich malträtierten“, fügte Frau Margarethe aufgeregt hinzu.

Es klopfte erneut, dieses Mal heftiger. Jemand rief Gericke’s Namen.

„Keilholz!“ sagte Gericke sofort und ging hinaus, „das ist der Johannes Keilholz!“ Er lief durch den Garten zum Hoftor hinüber.

Wenig später standen sie im Scheine der Stallaterne auf dem Steintritt beieinander und ließen sich vom Stadtkämmerer Keilholz erzählen, was ihn veranlaßte, zu so später Stunde noch zu stören. — Betrunkene Soldaten seien in sein Haus gedrungen, berichtet er außer Atem, hätten die Einrichtung demoliert und die Frauen bedroht. Als er sich geweigert habe, sie zu bewirten, seien sie über ihn hergefallen. Nur mit Mühe habe er die Flucht ergreifen können. Als er eben durch die Münzstraße gelaufen sei, habe er hier im Garten das Violinspiel gehört.

„Wir waren gerade so vergnügt beieinander . . . Kann man denn ahnen, daß sich zur selbigen Stunde Menschen aus unserer Nachbarschaft in Gefahr befinden?“ sagte Frau Margarethe. „Ihr blutet ja . . .!“

Gericke hielt die Lampe hoch. Erst jetzt bemerkten sie, daß Keilholz' Kleider zerrissen waren und er aus einer großen Wunde am Hinterkopf Blut verlor.

„Und Euer Weib? Und die Töchter? — Die Selma und die Christine?“ wollte Frau Gericke wissen, während die Männer den Verwundeten in den Hausflur und von dort über die Stiege in Gericke's Arbeitszimmer führten.

Keilholz hoffte, daß sie rechtzeitig zum Adler-Wirt in der Schmiedehofstraße geflüchtet waren. Um ihm und den Seinen Gewißheit zu geben, erbot sich Henning ohne Besinnen, Kurierdienste zu leisten.

„So geht's doch nicht weiter fürderhin!“ sagte Keilholz. Er ließ sich auf ein Ruhebett sinken. „Die Unsicherheit in der Stadt nimmt von Woche zu Woche zu . . . Beim Kurfürsten müßte man intervenieren!“

„Der Kurfürst residiert in Dresden und wir wohnen in Magdeburg“, erinnerte Frau Margarethe. „Einer Acht-Tage-Reise kommt das gleich. Dazu die Unsicherheit auf allen Straßen. Wer gibt sich dazu her?“

„In der letzten Ratssitzung ist darüber gesprochen worden“, fuhr Keilholz mit schmerzverzerrtem Gesicht fort, indes Gericke ihm Kopf und Nacken verband. „Hoffentlich sind die Mädchen weggekommen . . . die Christine habe ich hernach nicht mehr gesehen. Sie haben doch die Lampe zerschlagen.“ Er stöhnte und streckte sich lang hin.

„Mit Obrist Trandorff kann man nicht verhandeln“, sagte Gericke, der

den von allen Magdeburgern mit Recht gefürchteten Befehlshaber der Besatzungstruppen ein wenig näher kannte.

„Trandorff ist ein Grobsack!“

„Der Kurfürst soll zugänglich sein!“ beharrte Keilholz. Er sah jetzt erschreckend blaß aus und schloß immer wieder die Augen. „Otto, du mußt mit ihm konferieren, du bist der einzige, der das kann.“

Gericke verwies auf den Bürgermeister und auf Ratmann Steinacker, aber Keilholz schüttelte nachhaltig den Kopf. „Nur du, Otto, in deiner Eigenschaft als kursächsischer Ingenieur und Ratmann der Stadt bist dazu imstande“, sagte Keilholz mit schwacher Stimme. „Du genießt Vertrauen bei seiner Durchlaucht und bist geschickt genug, als Diplomat und als Mensch . . . Das kann sonst keiner von uns.“

„Ja, aber die Gefahren unterwegs“, zeterte Frau Margarethe, „hernach hat derjenige obendrein noch die Feindschaft des Kommandanten zu gewärtigen . . .“

Henning rief auf der Straße unterm Fenster; er richtete den Wartenden aus, daß sich Frau und Töchter des Verletzten wohlbehalten beim Adler-Wirt befänden. Dann ging er wieder. Wenig später sprengten Berittene vorbei, etwas weiter entfernt fielen Pistolenschüsse. Frau Gericke bangte um den fröhlichen Musikus.

Der Mond, der zwischen den Ruinen schien, lächelte friedlich wie zuvor. — Otto Gericke saß am Bett des vor Erschöpfung eingeschlumerten Freundes und bat seine Frau, sich einstweilen zur Ruhe zu begeben, während er noch eine Stunde Wache halten wolle. An der Wand hinter seinem Stuhl hing eine vom Sonnenlicht verschossene Landkarte. Überall waren Kreuze und Kreise eingezeichnet, und jedes dieser Zeichen stand im engsten Zusammenhang mit den nun schon seit beinahe zwanzig Jahren das Land aufs ärgste verheerenden Schlachten, Raubzügen, Scharmützeln und Bränden, die Gericke bekannt geworden waren. — Tillys Sieg vor Leipzig war verzeichnet und seine Niederlage durch Gustav Adolf bei Breitenfeld. Pfeile wiesen kreuz und quer durch Süddeutschland. Sie markierten den weiten Siegeszug der Schweden von einer Stadt zur anderen, während sein Widersacher Wallenstein in Böhmen

eingefallen war. Auch was Gericke über die Gruppierungen der Heere dieser beiden Feldherren um Nürnberg erfahren hatte, war mit verschiedenfarbigen Linien in der Karte eingetragen. Dazu die Bewegungen der Wallensteinschen Truppen nach Thüringen und Sachsen, wo es zwischen dem unheimlichen Friedländer und Gustav Adolf zur Feldschlacht kam, die mit dem Tode des Schwedenkönigs endete. Gericke betrachtete die Karte in dieser Nacht mit schweren Gedanken.

Nein, der Krieg ging von nun an nicht mehr um Konfessionen – der Krieg, den Schweden mit Frankreichs Unterstützung auf dem gequälten deutschen Boden gegen den Kaiser führte, hatte sich zu einem Riemen-schneiden aus deutscher Haut entwickelt. – Gericke sah auch mit Besorgnis auf die sich mehrenden schwarzen Kreuze im Westen. Sie veranschaulichten ihm, wo die Franzosen überall den deutschen Fürsten Land abjagten. Er blickte nicht minder betrübt auf die zahllosen roten Pfeile, die ihm bewiesen, daß das Morden noch immer kein Ende genommen hatte. Und er überlegte lange hin und her, auf welche Weise er am besten nach Dresden gelangen könne. Aber er kam zu keinem Resultat. – Johannes Keilholz schlief mit ruhigen, tiefen Atemzügen. Es war nun wieder völlig still – draußen auf den Straßen und im ganzen Haus.

Plötzlich knarrten die Dielen im Flur. Die Tür dahin stand offen, und als Gericke hinaussah, gewahrte er ein unbestimmtes, schwankendes Leuchten. Er traute seinen Augen nicht – auf der Schwelle stand Klein-Otto, sein Sohn, im Nachthemd und hielt eine Experimentierkugel von der Größe seines eigenen Kopfes in den dünnen Ärmchen.

„Es ist so warm“, lachte er den Vater an, „ich kann nicht schlafen . . .“

„Aber dummes Zeug anstellen“, flüsterte Gericke mit einem raschen Blick auf Keilholz. Dann ging er auf den Nachtwandler zu und nahm ihm die Kugel ab. „Wie kommst du denn damit zusammen?“

„Ich dachte, du hättest sie für mich gemacht“, zeterte Klein-Otto unter Tränen. „Sie ist so herrlich rund und wenn sie wegrollt, findet man sie sogar im Dunkeln wieder . . .“

Gericke mußte lachen. „Daran hab ich allerdings noch nicht gedacht. Du fängst ja früh genug an, deinen Vater zu belehren.“ Er faßte den

Kleinen am Ohr und schüttelte belustigt seinen Kopf. „Aber nun, marsch, ins Bett! Schlaf schnell. In der Früh erzähl ich dir eine feine Geschichte . . .“ – Er drängte den Jungen auf den Flur hinaus und von dort in die schmale Kammer, wo sein verwaistes Bettchen stand.

Klein-Otto rieb sich murrend die Augen. „Was denn für eine Geschichte?“

„Hennings Geige hat sie mir erzählt, die Geschichte vom schwarzen Schweinchen . . .“ Dann schloß sich die Tür.

Als Gericke ins Zimmer zurückkam, bewegte sich Johannes Keilholz unruhig und sprach im Traum. Gericke legte ihm ein kühles Tuch auf



die Stirn, bevor er sich an seinen Arbeitstisch vor dem Fenster setzte und die Schwefelkugel auf ihre Achse in dem hölzernen Gestell schob.

Eigentlich hatte er sich dann auch zur Ruhe begeben wollen. Aber schließlich las er noch ein paar Zeilen in seinem Experimentierjournal. Er verglich dazugehörige Zeichnungen und drehte an der Kurbel. Er verglich wieder und befand sich schließlich – er wußte selbst nicht recht, wie es dazu gekommen war – von Büchern und Gerätschaften umgeben, mitten in der Arbeit, die ihn so oft Zeit und Raum vergessen ließ.

Und wieder drehte sich die Kugel, drehte sich, wie sich die Erde drehen mochte auf ihrem Weg, der sie zugleich noch um die Sonne führte. Gericke bremste ihren Lauf mit der sanft darauf gelegten Hand. Dann schob er Schnitzelchen von Gold- und Silberpapier, kleine Bohnen und dünne Späne in ihre Nähe und sah, wie sich das alles plötzlich auf die Oberfläche seiner Kugel zubewegte und, wie angeleimt, jede Umdrehung mit vollführte. Das war ihm ein gewohntes Bild. Und doch konnte er sich daran ebensowenig sattsehen wie an ihrem Leuchten, wenn man sie rieb. Seitdem er aber ihr Knistern vernommen hatte, begnügte er sich nicht mehr mit dem bloßen Vorgang. Jetzt wollte er mehr, wollte er alles wissen. Gericke wollte wissen, wie diese Kraft, die er mit der Kugel beschwor, in ihrem Wert und ihrer Wirksamkeit nach beschaffen war. So viel war ihm klar – diese *virtutes mundanae*, diese wirkenden Weltkräfte, waren unkörperlich und gehörten mit zu dem Rätselhaften, was die Natur bisher an Überraschungen für ihn bereitgehalten hatte. Man mußte ihre Gesetzmäßigkeit auf einen ganz einfachen Nenner bringen; je einfacher die Grundlagen waren, von denen man ausging, um so einleuchtender würden die Forschungsergebnisse sein.

Nun, er hatte ganz schlicht angefangen, hatte eine gläserne Hohlkugel mit gestoßenem Schwefel gefüllt, hatte ihn geschmolzen und die Form nach der Erstarrung des Kerns zerbrochen. Diese Kugel, in der Mitte durchbohrt und, auf einer Achse hängend, in einem Gestell zum Drehen gebracht, mußte alle Eigenschaften, die zum Nachweis der unkörperlichen Weltkräfte führten, auf sich vereinigen. Diese Kräfte waren weder magnetischer Natur noch sonst irgendwie stofflich zu nennen, obwohl

der Engländer Boyle die Auffassung vertrat, sie seien von klebriger Beschaffenheit. Aber wie sollte man sie sonst einordnen?

Er schob die Apparatur samt aller Papierschnitzel beiseite, zündete eine neue Kerze an und las, was er bis jetzt darüber niedergeschrieben hatte: „Die virtutes mundanae sind weder Substanzen noch Akzidentien sondern Effluenzen . . .“ – Gericke sah auf. Es befriedigte ihn nicht mehr, was da geschrieben stand. Behauptungen hin – Behauptungen her, beweisen muß man etwas können, wenn man verstanden werden wollte. Er griff zum Gänsekiel und fügte hinzu: „Kraftausflüsse körperlicher Natur, wie beispielsweise die Luft, sind eine Art Ruch der Dinge und daran erkenntlich, daß sie feste Stoffe nicht zu durchdringen vermögen. Sie ergießen sich in die Umgebung und erfüllen sie mit ihrer Wirksamkeit innerhalb eines bestimmten und begrenzten Bereichs.“ – Er hielt inne, überlas die letzten Zeilen und empfand wiederum Unbehagen. „Papierkram“, dachte er, „elender Papierkram!“ – Er warf den Kiel über den Tisch in die Schale und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. So saß er eine Weile, lauschte den Atemzügen seines Freundes und dem Geräusch einiger sich allmählich entfernender Schritte. Dann betätigte er aufs neue die Kurbel des Apparates mit der Schwefelkugel. – Müdigkeit ließ seine Lider bereits schwer werden, er mußte gähnen. Vom Bücherbord blickten die holzgeschnitzten Köpfe Homers, Senecas und Ovids auf den um Einsicht ringenden Mann herab.

Der ergriff kurzerhand den Gänsekiel, mit dem so viele gelehrte Leute ihre Meinungen – unbewiesene Meinungen – zu Papier brachten, und riß von seinem unteren Ende, beinah ärgerlich, ein Stückchen Flaumfeder ab. Das blies er auf die Kugel zu, und die Kugel riß es sogleich an sich. Gericke's Augen weiteten sich – die Kugel stieß, was er an anderen Versuchsobjekten vorher noch niemals beobachtet hatte, das Flaumfederchen im nächsten Augenblick ohne ersichtlichen Grund wieder von sich. Und dann verharrete es im Kraftbereich der Kugel freischwebend, regungslos im Raum. – Hatte Gilbert nicht ausdrücklich jede abstoßende Kraft der Elektrizität in Abrede gestellt?

Gericke wiederholte den Versuch. Das Ergebnis blieb dasselbe. Er

wiederholte ihn noch zehn-, zwölfmal hintereinander mit wachsendem Eifer und erlebte ebensooft dasselbe, erregende Schauspiel. Mit einem Schlage war er hellwach. Als die Feder eben wieder von der Kugel angezogen wurde, hielt er seinen Finger hin. Die Feder flog sofort auf ihn zu, wich zur Kugel zurück, flog erneut an den Finger und kehrte noch einmal zur Kugel zurück.

Gericke notierte alles, fertigte Skizzen an und war nicht eher zufrieden, bis er seine Wahrnehmungen, die er auch dieses Mal serienweise wiederholte, in die exakte Form eines Gesetzes gebracht hatte. „Körper, welche in eine elektrische Atmosphäre gebracht werden, erhalten selbst Elektrizität, aber eine der Elektrizität jener gerade entgegengesetzte“, schrieb er in sein Journal und unterstrich den Satz.

Und wieder ließ er seine Kugel rotieren, strich sacht mit der Hand daran entlang und blies dann die Feder in ihre Wirksamkeitssphäre. Während er seinen Apparat vorsichtig auf dem Tisch hin- und herschob, stellte er plötzlich eine weitere Eigentümlichkeit im Verhalten des Versuchsobjektes fest. Wohin er die Kugel auch rückte, ob er sie samt Achse aus ihrem Gestell löste und in die Höhe hob, ob er sie auf den Kopf stellte und mit ihr einen Kreis beschrieb, immer wandte die Feder ihr dieselbe Seite zu. Ja, wenn es die Umstände erforderten, drehte sie sich sogar in der Luft um 180 Grad herum.

„Item gedenket Galilei in seinem Traktat, daß man nicht begreifen könne, woher es komme, daß der Mond immer der Erde folge und auch immer dieselbe Ansicht gegen sie behalte“, notierte er weiter. „Mit der Kugel demonstriere ich indes, daß solches durch die wirkenden Weltkräfte geschehe.“

Was war das für eine Nacht! Seit Jahr und Tag beschäftigte er sich nun bereits mit den körperlichen und unkörperlichen Weltkräften, versuchte ihren Zusammenhängen auf die Spur zu kommen und ihre Geheimnisse zu enträtseln. Und dann bedurfte es erst des Verdrusses über das eigene Geschreibsel, um zu bisher ungeahnten Feststellungen zu gelangen. – Es war ein Stück von seinem hundertfach im zähen Widerstreit zwischen Theorie und Praxis gescheiterten Federkiel, das ihm jetzt half, anstelle

tintenhafter Wahrscheinlichkeiten anschauliche Tatsachen zu setzen. Es war wirklich so, als ob die Feder ein Gesicht hätte und im Kraftbereich der Kugel dieser unverändert das Gesicht zuwandte. Gericke versuchte, sie zu überlisten, indem er den ganzen Apparat erst langsam nach der einen Seite hin und dann rasch zur anderen hinüberwechselte. Es geschah, weil er das, was er über den Mond dachte, zunächst noch einer genaueren Prüfung unterziehen wollte.

Umsonst – die Feder war genau so schnell, das „Gesicht“ der Feder sah eigensinnig auf die Kugel. Wandte denn nicht auch der Mond der Erde immer dieselbe Seite seiner kugelhaften Gestalt zu? Standen die beiden nicht in demselben, durch Anziehung und Abstoßung bedingten Verhältnis zueinander? Zwischen den Akten lagen Skizzen von der Oberflächenbeschaffenheit des treuen Erdtrabanten – sechs, acht, zehn verschiedene Zeichnungen aus verschiedenen Jahreszeiten und von allen möglichen Mondphasen. Die hatte er im Laufe der Zeit auf Grund eingehender Fernrohrbeobachtungen angefertigt. Alle wiesen jedoch die gleichen Krater, Berge und Schluchten auf. Ja, es mußte stimmen: Der Mond zeigte der Erde auch immer dasselbe Gesicht.

Er erblickte darin eine weitere Bestätigung für die Richtigkeit des koperikanischen Weltbildes. Aber es machte ihm auch Mut, seine eigenen Forschungen fortzusetzen.

„So wie die anziehende Wirkung der Schwefelkugel mit wachsender Entfernung von ihrem Mittelpunkt geringer wird und schließlich völlig aufhört, muß sich auch die Luft verhalten, die als Ruch der Erde zu den körperhaften Weltkräften gehört“, schrieb er sodann – mit seinem Federkiel wieder ausgesöhnt – auf die nächste Seite seines Journales. Und eine Stunde später, nachdem er festgestellt hatte, daß auch der Qualm aus seiner Tabakspfeife dieser virtutes mundanae unterlag, fügte er hinzu: „Nur weil zwischen Erde und Luft eine Anziehungskraft besteht, kann sich eine nach außenhin dünner werdende Lufthülle um den Erdkörper herum halten. Außerhalb dieser Wirksamkeitssphäre aber ist das Nichts.“

Und da verspürte er auch schon dringlicher denn je das Verlangen, die-

ses Nichts, das er nach dem Experimentieren mit der Schwefelkugel erahnte, mit der umgebauten Wasserspritze nachzuweisen. Er würde heute noch mit Lieberenz und Meister Albrecht reden, sie beschleunigt fertigzustellen. —

Im Garten begann ein Rotschwanz mit zerbrechlichem Stimmchen sein Morgenlied zu singen, und durch die Vorhänge kroch bereits das fahle Licht des erwachenden Tages. In der Ferne rollten Räder übers Pflaster. Menschen kamen und gingen — die Stadt, diese vom Feuersturm des Krieges bis ins Mark ausgeglühte Stadt, war nicht tot. Gericke trat ans Fenster und sah über rauchende Essen, Baugerüste und geborstenes Gemäuer hinweg zum Dom hinüber. Der rechte seine beiden massigen, vom rötlichen Licht der aufgehenden Sonne ausgestrahlten Türme wie Schwurfinger in den Himmel. Er schwor für sie alle, die an das Leben glaubten, sich den Unbilden der Zeit nicht zu beugen.

Gericke war müde. Er atmete sich darum die erfrischende Kühle mit vollen Zügen in die Lungen. Sie schmeckte ein wenig nach Elbwasser und Asche. Er liebte diese Stadt wie keine zweite, und wie er in den Dunst der Frühe hineinsann, ihre große Vergangenheit und die qualvolle Gegenwart überdachte, umstanden ihn die Ahnungen einer besseren Zukunft. Der Widerschein der Sonne funkelte nun bereits in den bleigerahmten Butzenscheiben der Giebelfenster. Die rauchgeschwärzten Fensterhöhlen aber überwogen um ein Mehrfaches.

Als Gericke an seinen Arbeitstisch zurückging, um noch ein letztes Mal an diesem Morgen die Schwefelkugel in Bewegung zu setzen, war Johannes Keilholz schon wach. Erst wollte er sich bemerkbar machen; wie er dann aber sah, daß Gericke den aus der Kugel herausragenden Achsenstiel in die Hand nahm und, beides aufrecht vor sich hertragend, kreuz und quer durchs Zimmer schritt, zog er es vor, sich schlafend zu stellen. Johannes Keilholz war weder ängstlich noch abergläubisch, und was er bisher über die Gerickeschen Versuche erfahren hatte, war ihm so nebensächlich erschienen, daß er sich kaum darauf besann. Als er aber, von Schlaf und Schmerz noch halb benommen, im Zwielflicht dieses Morgens den spitzbärtigen Mann im Zimmer herumlaufen sah und plötzlich noch

die Feder in der Luft entdeckte, die der Kugel überallhin folgte, da vergaß er selbst seine Benommenheit und die schmerzende Wunde am Hinterkopf.

„Otto!“ rief er schließlich voller Erstaunen und richtete sich kerzengerade auf, „Menschenskind, Otto, was machst du denn da?“

Gericke erklärte es ihm, aber Keilholz, der im Nu auf den Beinen stand, begriff es nicht. Er starrte abwechselnd auf die Kugel, auf die Feder und



auf Gericke's Hände und schüttelte nur immer wieder den verbundenen Kopf. „Du bist doch sonst ein ganz umgänglicher Mensch!“ meinte er, als er sich ein wenig gefaßt hatte. Und dann: „So ein Hokuspokus . . . schlägst dir mit solchem Zeug die Nacht um die Ohren. Das sind doch Kindereien!“ Und dann lachte er, obwohl bei der mit dem Lachen verbundenen Bewegung des Kopfes der Verband unangenehm strammte.

„Es ist zwar nicht die erste Überraschung, die ich heute nacht erlebe, daß sich meine Schwefelkugel auch noch als guter Zauber gegen körperliche Schmerzen erweisen würde, verblüfft mich aber doch“, entgegnete Gericke. Er schob die Kugel in das Gestell zurück.

„Guter Zauber?“ wiederholte Keilholz nähertretend, „fauler Zauber, besser ausgedrückt, gar arg fauler Zauber . . .“

„Ich hätte dich für vernünftiger gehalten, Johannes!“

„Ich dich freilich auch“, blieb Keilholz die Antwort nicht schuldig.

„Ist es etwa unvernünftig, wenn sich jemand das Abbild eines Weltkörpers aus Schwefel schafft?“

„Etwa, um sich als kleiner Herrgott zu versuchen?“ spottete Keilholz jetzt mit saurem Gesichtsausdruck, „um Hirngespinsten nachzujagen, irgendwelchen phantastischen Träumen . . .“

„Aber nein, um zu begreifen, was nur scheinbar unbegreiflich ist“, redete Gericke dem Freund gut zu, „die Richtkraft der Erde, die Kräfte zwischen unserem Planeten und dem Mond, dieses ganze große Etwas, was den Kosmos in Bewegung hält und diese Feder hier zwingt, einem unabänderlichen Gesetz zu gehorchen, verstehst du?“

Keilholz verstand nicht. Er glotzte aus verschlafenen, ein wenig geschwellenen Augen auf den Tisch mit den merkwürdigen Instrumenten herab und kratzte sich ratlos den Kopf. Johannes Keilholz war nicht fürs Spintisieren. Dazu erschien ihm das Leben am Rande des großen Krieges zu hart, zu erbarmungslos. Für ihn galt nur, was weiterhalf: Ein Haufen Mörtel zum Bauen, Brot für den Hunger und zum Schlafen ein Lager. Was jenseits dieser Begriffe lag, war in seinen Augen überflüssig, denn es diente nicht dem Leben . . . Das und nur das hielt er für das unabänderliche Gesetz der Welt.

„Und wenn erst meine Luftpumpe so weit ist“, redete Gericke noch immer auf ihn ein, „dann werde ich mit dieser Pumpe noch einleuchtendere Resultate erzielen, als ich es mit der Kugel hier vermag.“

Keilholz schüttelte den Kopf. Die Wunde schmerzte, darum schnitt er eine Grimasse.

„Ich werde ein Vakuum schaffen . . . einen absolut leeren Raum.“

Keilholz winkte ab, gähnte herzlich und trat ganz dicht an den seiner Meinung nach verrückt gewordenen Ingenieur und Stadtbaumeister heran. Dann klopfte er ihm vertrauensvoll auf die Schulter und sagte: „Schaff lieber volle Räume, Otto! Volle Vorratsräume für die hungrigen Magdeburger, das ist gescheiter. Und noch etwas: Entweder du fährst nach Dresden, oder ich erzähle der ganzen Stadt, was du nachts für Hokupokus treibst. Am nächsten Tag kannst du dich vor Hänseleien nicht mehr retten . . .“ – Sprach's und verließ augenzwinkernd das Zimmer.

Gericke war über so viel Engstirnigkeit zunächst ein wenig verduzt. Schließlich mußte er lächeln. Dann begann sich die große, gelbe Kugel unter seinen Händen wieder wie von selbst zu drehen, so daß er gar keine Zeit mehr fand, über Johannes' einfältiges Geschwätz nachzudenken. – Die Sonne stand schon hoch über den Dächern der Stadt. Die Männer auf den Neubauten hatten sich zum erstenmal durstig gearbeitet, und unten im Hof verlud man die zweite Fuhre Fässer mit goldgelbem Gerstensaft, als Gericke sein Journal in die Schublade zurücktät und wie ein Heiligtum verschloß.

Dann stand er auf, zog die Vorhänge zurück und freute sich über den strahlenden Tag wie sich nur ein Mensch freuen kann, der ein gutes Stück Arbeit hinter sich gebracht hat. – Unter dem Fenster aber saß Klein-Otto auf einem leeren Faß und bearbeitete gerade Hennings Geige, die er in der Laube gefunden hatte, mit einem abgebrochenen großen Hammerstiel.

„Erzählst du mir nun vielleicht auch bald mal die Geschichte vom schwarzen Schweinchen?!“ schrie er dazu außer sich vor unbefriedigter Neugier und versetzte dem Instrument dann den Gnadenstoß.

Gericke sah es mit Entsetzen. Um das Malheur zu verhindern, war es zu spät; also ging er sinnend die Treppe hinab und überdachte im Gehen voll lächelnder Nachsicht das Ausmaß dessen, was Menschen aus Unverstand zerschlugen. – Sei es mit abgebrochenen Hammerstielen oder, was noch schwerer wog, mit unbedachten Worten.

*

Soviel also über die „Sache mit der Schwefelkugel“. Ich höre schon die Neunmalklugen unken: Wenn's weiter nichts gewesen ist, ja, wenn er wenigstens schon etwas Praktisches mit der Elektrizität angestellt hätte, die er damals entdeckt hat . . .

Halt erst mal. Wer mit unbedachten Worten um sich wirft, richtet mehr Schaden an als jemand, der aus Unverstand Kleinholz macht. Und nun noch mal der Reihe nach. Wenn's weiter nichts gewesen ist . . . Das sagt sich so leicht hin. – Werft einen Nichtschwimmer ins Meer, er wird hilflos herumzappeln und schließlich versinken, obwohl er doch auch Arme und Beine hat wie jeder Schwimmer, der die Wellen spielend bezwingt. – Natürlich kann man die beiden gar nicht miteinander vergleichen, werdet ihr sagen. Das Schwimmen will gelernt sein, das dauert freilich seine Zeit. Nun also – alles Ungewohnte und Neue braucht seine Zeit, bevor es begriffen wird. Im Leben eines einzelnen ist das nicht anders als im Leben eines Volkes oder gar der Menschheit. Ungewohnt und neu war für die Menschen von damals die Vorstellung, daß die Sonne und nicht die Erde Mittelpunkt der Welt ist. Nicht weniger unvorstellbar aber war für sie die Tatsache vom Vorhandensein jener virtutes mundanae, die Gericke in langwieriger Forschungsarbeit als Elektrizität deutete.

Warum er dieser großartigen Entdeckung nicht nachgegangen ist? Die Frage hat Iska auch gestellt. – Rudi, der sein Wissen in der Städtischen Bibliothek gehörig aufgebessert hatte, konnte sie belehren. Und zwar einmal darüber, daß Gericke in diesem Falle nicht als Entdecker sondern als Beobachter anzusehen ist und daß entdecken und beobachten eben zweierlei bedeutet. Wieso? – Nun, entdecken heißt den Sinn einer Erscheinung erfassen und sich des Ausmaßes der Bedeutung des Entdeckten

bewußt zu sein, während sich das bloße Beobachten auf die Wahrnehmung eines Vorganges an sich beschränkt. Der Nachweis der elektrischen Eigenschaften der Schwefelkugel aber gehört, streng wissenschaftlich gesehen, zu Gericke's Beobachtungen, nicht zu seinen Entdeckungen. Denn so sehr ihn die Sache selbst auch interessierte – den Wert der Abstoßungsgesetze für die Elektrostatik erkannte er nicht. Das schmälert freilich seine Verdienste um das Ingangkommen dieser Forschungen in keiner Weise. Es zeigt aber auf der anderen Seite, wie wertvoll es gewesen wäre, wenn Gericke die Möglichkeit eines Meinungs-austausches zur eigenen Vervollkommnung gehabt hätte.

Dieser Gedanke stammte übrigens von Harald, während Rudi auf dem Standpunkt stand, die Zeit sei eben noch nicht reif zu weiteren Erkenntnissen gewesen. Dabei berief er sich auf den Vergleich mit dem Schwimmer, indem er meinte, daß man auf Anhieb vielleicht einen Teich aber noch keinen See durchqueren könne. Und als sie gemeinsam weiterforschten, stellten sie bald fest, daß siebzig Jahre nötig waren, bis es zwei anderen tüchtigen Physikern gelang, auf dem von Gericke beschrittenen Weg ein Stück weiter in wissenschaftliches Neuland vorzustoßen. – Gericke's Hauptaugenmerk war indes nach wie vor auf das Ziel gerichtet, einen luftleeren Raum zu schaffen.

Es geschah also nicht etwa deswegen, weil er bereits vermutete, den luftleeren Raum einmal für irgendeinen bestimmten Zweck, für ein Instrument oder eine Arbeitsleistung, auswerten zu können. – Diese Überlegung kam ihm erst viel später. – Zunächst ging es ihm um den Nachweis der Wahrheit schlechthin. Denn das Vakuum war zu dem umstrittensten Problem der damaligen Zeit geworden. Gelang der Nachweis seines Vorhandenseins, so brach zwangsläufig eine Welt für diejenigen zusammen, die den Glauben, als Voraussetzung für den blinden Gehorsam, dem Denken überordneten. Das waren die Kirchen- und Landesfürsten. Ihre Geruhsamkeit und ihr Wohlleben, das nicht selten in Prasserei auf Kosten des Volkes ausartete, war solange garantiert, wie man das Denken unwidersprochen als eine vom Teufel gesandte Ketzerei bezeichnen konnte.

Kein Wunder also, daß Gericke erbittertste Gegner aus dem Lager der Kirche stammten. Denn sie bestimmten die öffentliche Meinung in allen Fragen der Wissenschaft. Gericke schreckte vor diesem Kampf, der ein Menschenalter vor ihm noch zahlreichen Wissenschaftlern Freiheit, Gesundheit oder gar das Leben gekostet hatte, nicht zurück.

Er selbst schrieb darüber in einem Buch, das später erschien: „Weil aber schon seit alters her die Gelehrten sich so leidenschaftlich über das Vakuum, ob es nämlich vorhanden wäre, und was es denn sei, gestritten und jeder seine einmal vorgefaßte Meinung verbissen wie ein Soldat seine Festung gegen den anstürmenden Feind verteidigte, wurde dadurch ein so glühendes Verlangen in meinem Innern entfacht, die Wahrheit über eine so umstrittene Frage zu erkunden, daß es weder betäubt noch gelöscht werden konnte, ich hätte denn bei einiger Muße ehestens einen Versuch darüber ins Werk gesetzt.“

Das heißt freilich nicht, daß er seinen eigentlichen Beruf als Baumeister und Festungsingenieur darunter irgendwie vernachlässigt hätte. Vielmehr versah er nun auch noch das Amt eines Stadtkämmerers. Im Dienste der Magdeburger Außenpolitik begab er sich nicht selten auf eine gefährvolle Reise durch das von versprengten Soldaten und Räuberbanden arg bedrohte Land.

Rudi Blank behauptete in einer seiner Niederschriften über derartige abenteuerliche Fahrten, daß häufig die Musketen geknallt hätten und es mitunter aufregende Jagden über Stock und Stein zu bestehen galt. Er hatte damit ebensowenig unrecht wie mit der anderen Behauptung, daß in Gericke's Diplomatengepäck immer ein Platz für seine Instrumente und seine wissenschaftlichen Aufzeichnungen reserviert war.

Wie es aber im einzelnen auf einer solchen Reise vor rund dreihundert Jahren zugeht, berichtet die nächste Geschichte.

Er steht doch mit dem Satan im Bunde!

Über eine der wenigen Landstraßen, die von Riesa linksseitig der Elbe nach Torgau hinaufführen, raste Anfang Juni des Jahres 1645 in höchster Eile ein mit vier Pferden bespannter Kutschwagen. Außer dem Kutscher duckten sich vier in Reisemäntel gehüllte Gestalten tief zwischen die Sitze. Es regnete und von den Hufen und Rädern spritzte der Schlamm der Straße in hohen Fontänen. Der Wagen krachte in allen Fugen, Deichsel und Stangen ächzten, als wollten sie jeden Augenblick bersten. Dazu klatschte die Peitsche auf die nassen Rücken der Pferde, die sich seit einer halben Stunde mit äußerster Kraft in die Geschirre warfen. So flog das Gefährt förmlich über die mit Wasserlachen bedeckte Straße. Die Rösser zerstampften schaumschnaubend und mit wild rollenden Augen den Boden, als wüßten sie, daß Leben und Gesundheit der Insassen auf dem Spiele stand. Denn kaum einen halben Kilometer hinter ihnen ritten schwedische Soldaten.

Einer der Reisenden, ein schwächtiger Mann in mittleren Jahren mit tiefliegenden Augen und schütterem Haar, murmelte fortgesetzt Gebete. Er bekreuzigte sich und sah zuweilen flehend zu den tiefhängenden Wolken auf, die am Himmel trieben. Und als bald darauf Schüsse krachten, mit denen die Verfolger ihre Opfer zu schrecken gedachten, schrie der Mann den ihm schräg gegenüber sitzenden Reisegefährten an, daß er an ihrem nahen Ende schuld habe und er nun wenigstens jetzt noch Buße tun solle. — Der Angeredete antwortete ihm nicht, er zog den Hut fester in die Stirn und gab dem Kutscher vor sich Verhaltensmaßregeln. Die beiden übrigen Insassen schwiegen.

„Es steht doch außer Zweifel, daß Er mit seinem gottlosen Tun den Fluch des Allmächtigen auf uns herabbeschwört!“

Friedrich Alemann, einer der Begleiter des Stadtkämmerers Gericke auf seiner Heimreise von Dresden nach Magdeburg, vollführte eine beschwichtigende Handbewegung. „Hochwürden sollten sich nicht dermaßen erzürnen. . .“

„Nenne Er mich nicht mehr Hochwürden!“ unterbrach ihn der. „Ich habe Ihm doch erklärt, ich bin ein einfacher Bürger, ein Medicus oder ein Roßhändler. . .“

„Wenn die Schwedischen betrunken sind, kennen sie kein Pardon, ob sie Lutheraner oder Katholiken vor sich haben!“ mischte sich Gericke ein, „da kümmern die sich viel um Broterwerb oder Ansehen der Person. . .“

Der Wind riß ihm die Worte von den Lippen. Regen peitschte sein Gesicht, und die Erschütterungen des Wagens ließen ihn hin- und herschwanken. „Ob die Eisenfresser uns kriegen, ist die Frage!“

„Sie werden uns kriegen!“ zeterte der Pfarrer, der ein Roßhändler sein wollte. „Seinen böartigen Skripturen haben wir es zu verdanken. Er hat der Sündhaftigkeiten gar viele begangen. . . Will die Schöpfungsgeschichte der Heiligen Schrift Lügen strafen. . . Ein Unterfangen pestilenzischer Natur. . .!“

Der Wagen legte sich in eine Kurve, zwei Räder schwebten für Sekunden in der Luft, dann krachten sie wieder auf die Erde, so daß es die Reisenden mächtig durcheinanderschüttelte.

„Tibi omne est exedendum. . .!“ rief Hochwürden, was soviel hieß wie, er müsse es büßen.

„Ich halte an!“ keuchte der Kutscher, ein alter, angstschlotternder Knecht. Die Worte des Geistlichen erinnerten ihn daran, daß auch er sich vergangen hatte, als er sich eines der infolge der Kriegswirren herrenlos herumirrenden Gespanne bemächtigte. „Ich kann nicht mehr. . .!“ Er ließ die Peitsche sinken und sah sich ratlos um. Die Pferde liefen langsamer. Alemann und Rosenstock, Gerickes Begleiter, hielten Ausschau nach den Schweden. Der Geistliche murmelte Gebete.

„Sollen sie uns erschlagen – ich bin ein armer Mann, ich habe nur mein Leben zu verlieren!“ jammerte der Knecht.

„Sein Leben!“ herrschte Gericke ihn an, „vergleicht Er denn sein Leben mit einem Pfifferling?“ Dann schwang er sich mit einem Satz über die Rückenlehne des Kutscherbocks, riß dem verzweifelten Alten Zügel und Peitsche aus der Hand und setzte die wilde Jagd unvermindert fort. Die Straße führte in leichten Biegungen den Berg hinauf. Oben begann der Wald. Den mußten sie noch durchqueren, bevor sie die Mühlberger Fähre erreichten. In ihrer Nähe wartete ein Kahn auf ihre Ankunft. Gericke kannte Straße und Umgebung noch vom vorigen Jahr her. Auf Drängen des Rates seiner Vaterstadt hatte er schon einmal die beschwerliche Reise nach Dresden auf sich genommen. Damals wie heute hoffte er durch persönliche Verhandlungen beim Kurfürsten das Los der unter der kursächsischen Besatzung schwer leidenden Bevölkerung zu mildern. – Johannes Keilholz' Wunden waren längst vernarbt und seine augenzwinkernde Aufforderung jenes Julimorgens gehörte schon ein paar Jahre der Vergangenheit an. Gericke hatte auch dieses Mal wieder in das Ersuchen der Bürgerschaft eingewilligt und war – wenn auch nicht leichten Herzens – bereit gewesen, alle Gefahren und Beschwernisse der Reise in Kauf zu nehmen.

Wie im Jahr zuvor hatte ihn die Reise erneut durch verlassene Dörfer und verwüstete Fluren geführt. Und als er in Dresden ankam, drängten sich in den Straßen eine Unmenge Flüchtlinge aus der näheren und weiteren Umgebung. Sie hatten in den Mauern Dresdens Schutz vor der schwedischen Soldateska gesucht. Die Freude über den günstigen Bescheid des Kurfürsten hatte ihn damals für alle Mühen entschädigt. Sie sollte allerdings nur von kurzer Dauer sein, denn bald danach bedrückte der Kommandant die Bürger ärger als zuvor. Als die Züchtigungen, Einkerkierungen und Schikanen wieder einmal überhand genommen hatten, war eine Gesandtschaft an den Kurfürstlichen Hof dringend nötig geworden. Gericke hatte sich entschlossen, gemeinsam mit Alemann und Rosenstock, aufs neue nach Dresden zu reisen. Und dieses Mal war ihm ein voller Erfolg beschieden. In seinen Akten fand sich der Beschluß, daß der Obrist Trandorff Magdeburg zu räumen hatte. Das kam für die gesamte Magdeburger Bürgerschaft einer Erlösung gleich. Die Gewiß-



heit, seinen Landsleuten diese Freudenbotschaft in wenigen Tagen überbringen zu können, verlieh ihm Riesenkräfte.

Er hielt die Leine stehend mit beiden Fäusten und trieb die schweiß-triefenden Pferde zu immer größerer Geschwindigkeit an. So verschmerzte er auch, daß Sand und Steinchen von den Hufen der Pferde ihm Gesicht und Hände zerschunden und das Astwerk der Bäume, das ihn streifte, den Hut vom Kopfe riß. Manchmal krachten Schüsse hinter ihnen.

Wir haben eine wichtige Botschaft zu überbringen, dachte Gericke währenddes, ich darf jetzt nicht die Nerven verlieren – die Magdeburger warten auf uns. Wer soll ihnen sonst sagen, daß die Fron vorüber ist.

„Ein Gottesgericht ist das!“ rief Hochwürden schreckensbleich in den Wind. „Warum mußte er sich erkühnen, den Allmächtigen zu versuchen! – Tibi omne est exedendum. . . Wir werden umkommen und in Schande verdorren, bevor der Tag zur Neige geht!“

„Wieso wir?“ fragte Gericke über die Schulter. Das Gezeter des Mannes, den er in Riesa kennenlernte und aus Gefälligkeit mitfahren ließ, war ihm unerträglich. „Ich habe es doch getan!“

„Das Gericht vollzieht sich an uns allen!“

„Hochwürden, ich habe nicht verlangt, daß Ihr mitfahren solltet. Und wen Ihr hier vor Euch habt, das wußtet Ihr doch auch gestern abend schon!“

Gericke verstand die Antwort nicht. Sie ging unter im Gerassel der Räder und im Stampfen der Pferdehufe. Denn als sie eben die Anhöhe erreicht hatten, geriet der Wagen ins Schleudern. Gericke hatte Mühe zu verhindern, daß er umschlug. Wald umstand sie nun, schwarz anmutender Tannenwald mit mannshohem Unterholz dazwischen. Der entzog sie zwar den Blicken der Verfolger. Er barg andererseits jedoch die Gefahr in sich, von den Schweden als Deckung benutzt zu werden. Sie achteten auf jede Bewegung links und rechts von der Straße. Eichelhäher schimpften aus den Kronen der Bäume herab, und einmal flüchtete ein Rehbock in hohen Sprüngen durch das Gras. Um den Schweden kein sicheres Ziel zu bieten, lenkte Gericke die Kutsche von der Straße herunter auf einen schmalen Waldweg. Die Elbe konnte nicht mehr weit sein. Es begann bereits bergab zu gehen. Niemand sprach ein Wort, aber ihr Atem flog und die Hände krampften sich ins Lederzeug des Wagens. Gottfried Rosenstock und Friedrich Alemann wechselten nur hin und wieder einen Blick, mit dem sie einander versicherten, sich niemals wieder in ein solches Abenteuer einzulassen.

„An der Krümmung halten wir!“ rief Gericke seinen Gefährten zu.

„Sofort abspringen dann und quer über die Wiese auf die Weidenbüsche zulaufen. Von dort sind es noch etwa 500 Schritte bis zum Ufer!“ Und an Hochwürden gewandt: „Adieu, und Gott mit Euch! Ihr werdet heilsfroh sein, Euch von uns trennen zu können!“

Dann riß er die Pferde herum, sprang als erster vom Wagen und führte das Gespann noch ein Stück weit in das Tannendickicht hinein.

Er hatte noch nicht den Waldweg wieder erreicht, als auf der Straße zwei schwedische Reiter vorübersprengten. Gericke blieb stehen und rührte sich nicht von der Stelle. Es tropfte von den Bäumen. Seine Stiefel sanken zentimetertief in den Morast. Einer von den Soldaten fluchte mit erhobener Pistole irgend etwas vor sich hin. Gericke griff unwillkürlich nach der Brusttasche, wo er die Papiere trug. — Der mit der Pistole riß sein Pferd so plötzlich am Zügel, daß es sich auf die Hinterhand stellte und mit angewinkelten Vorderbeinen auf der Stelle verhiet. Dann drückte ihm der Reiter die Sporen in die Weichen und zwang den Rappen, eine scharfe Wendung nach rechts auszuführen.

Gericke atmete erleichtert auf. Wichtige Minuten waren gewonnen. Er mußte sie dazu benutzen, um das Ufer zu erreichen, bevor die Schweden ihren Irrtum bemerkten. Gericke rannte auf und davon. Er rannte um sein Leben . . .

Eine Stunde später saßen sie wohlbehalten um den Tisch in der jenseits des Flusses gelegenen Kate des Fährmanns. Der Kahn, der sie vor dem Zugriff der Verfolger rettete, schaukelte am Steg vertäut, friedlich auf den Wellen. Nun erst begriffen sie das Ausmaß der überstandenen Gefahr.

„Der Himmel hat sich meinen Gebeten nicht verschlossen!“ sagte Hochwürden, der es vorgezogen hatte, sich auch weiterhin den Magdeburgern anzuschließen. Er schob die leergegessene Schüssel von sich.

Sie hatten eine dünne Suppe mit großem Behagen verzehrt und warteten auf die Nacht. In ihrem Schutze wollten sie sich stromab gen Magdeburg treiben lassen. Nun hofften sie, daß auffrischender Wind es ihnen ermöglichte, ein Segel zu setzen. — Alemann und Rosenstock waren er-

schöpft und schickten sich an, bis zur Weiterfahrt auf den harten, nach Fisch und Tang riechenden Bänken zu schlafen. Es regnete nicht mehr, und der Strom zog schwarz und schweigend dahin. Korngarben und Latten trieben flußab, und einmal gewahrten sie den aufgedunsenen Kadaver einer gescheckten Kuh im Wasser.

„Quem Deus perdere vult, prius dementat – wen Gott verderben will, dem nimmt er zuvor den Verstand!“ sprach Hochwürden kaum hörbar vor sich hin. Gericke war in den Anblick zweier mit den Rändern aufeinanderliegender Schüsseln versunken. Darum überhörte er zunächst die Frage des Fährmanns, wieviel Proviant er mitzunehmen gedenke. Er fragte noch einmal . . . Gericke traf seine Anweisungen. Dann gab er sich, ohne von den Worten des Pfarrers neben sich Notiz zu nehmen, erneut seinen Betrachtungen hin. – So etwa müßte das Versuchsobjekt beschaffen sein, dachte Gericke, zusammensetzbar und mit einer Vorrichtung versehen, die es ermöglicht, aus zwei Teilen ein Ganzes zu schaffen . . . mit breiten Rändern und mit Schrauben . . . Aber wo blieb dann Platz für den Pumpenstutzen . . . ?

„Und das nennt Ihr dann ein vacuum spatium?“ drang der Geistliche weiter in ihn. Durch seine Unterhaltung vom vorangegangenen Abend hatte er bereits einiges über Gericke's Vorhaben erfahren. Er blickte lächelnd auf die Schüsseln.

Gericke sah auf. Er war ein Freund jeden Streitgesprächs, weil er seinen Wert für die Überprüfung seines eigenen Standpunktes schätzte. – „Die Luft müßte freilich noch heraus“, antwortete er. „Ich suche nach einem Weg, der es gestattet, den Pumpenstutzen anzusetzen, ohne die Geschlossenheit des Raumes zu gefährden . . .“

„Ebensogut könnte jemand sagen, er wolle ein Hühnerei verspeisen, ohne die Schale zu zerbrechen.“

Ob man es mit einem ganz gewöhnlichen Faß versuchte? Man müßte es oben und unten fest verschließen und durch das Spundloch, ja, durch das Spundloch müßte man ein schmales Rohr schieben . . . Er grübelte. – Die umgebaute Wasserspritze entsprach nicht seinen Erwartungen. Das Ventil funktionierte nicht.

„Gott will, daß seine Geschöpfe die Dinge so hinnehmen, wie sie sind!“ erinnerte ihn Hochwürden. „Will Er seine bössartigen Disputationen auf die Spitze treiben?“

„Läßt uns nicht erst die rechte Kenntnis und Erkenntnis in seiner Schöpfung die unaussprechliche Majestät des Allmächtigen offenbar werden?“

Der Angeredete schüttelte bedächtig den Kopf. „Es ist nicht Erkenntnisdrang, sondern Frevel, wenn Er die Luft aus einem Gefäß auszutreiben sich erkühnt. Allein wenn er sich erfrecht zu behaupten, die Sonne sei Mittelpunkt der Welt und nicht die Erde . . .!“

„Warum?“

„Weil Er sich dann im Widerspruch zur Heiligen Schrift befindet.“

„Die Heilige Schrift hilft uns, den Heilsweg für unsere Seele zu finden!“ verteidigte Gericke seinen Standpunkt, ohne sich lange zu bedenken, „ein Lehrbuch der Naturwissenschaften ist sie nicht!“

Der Geistliche blickte bestürzt auf seine Hände. War es möglich, daß sich ein Mensch erdreistete, Zweifel an der unumstößlichen Wahrhaftigkeit der Bibel zu hegen? Durfte er mit einem solchen Menschen noch weiter darüber streiten, mit ihm unter einem Dache sitzen, die gleiche Luft atmen wie er? Wenn das stimmte, was dieser Mensch ihm von seiner Schwefelkugel erzählt hatte, stand er mit dem Teufel im Bunde. Vielleicht war er gar der Satan in Verkleidung, der ihn in Versuchung bringen wollte. Wie hätte er auch sonst die Rosse so vortrefflich lenken und den Kugeln der Verfolger entgehen können . . .

Alemann und Rosenstock schliefen bereits. Sie schnarchten lang ausgestreckt daliegend. Ihre Züge verrieten viel von der Angst, die sie in den letzten Stunden ausgestanden hatten. Im Stalle nebenan meckerte eine Ziege. Der Fährmann hantierte vor der Tür mit Netzen und Seilwerk herum. Es dämmerte bereits, und vom Strome wehte es kühl herauf.

„Steht nicht auch in der Bibel geschrieben, daß der Kreisumfang dem Dreifachen des Kreisdurchmessers gleichzusetzen sei?“ forschte Gericke weiter. Der Geistliche konnte es nicht bestreiten.

„Aber kein Mathematiker denkt daran, diese Angabe als unabänderlich

gültig hinzunehmen. Um wieviel weniger können da die Naturwissenschaftler den Darstellungen über das Wesen von Himmel und Erde beipflichten.“

„Sein Tun ist sündhaft!“ beharrte der Geistliche. „Er nagelt mit seinen Sünden Jesum Christum zum zweitenmal ans Kreuz!“ Und dazu dachte er: Was der Mensch für einen bohrenden Blick hat. Er steht doch mit dem Satan im Bunde.

„Weil ich mich dagegen wehre einzusehen, daß das Gerede der Aristoteli-ker von dem Abscheu der Natur vor der Leere wahr ist?“

„Rede Er mir nicht von Recht und Wahrheit oder davon, was Er in seinem absonderlichen Sinn für richtig oder falsch erachtet“, wandte Hochwürden ein. Er hielt wie zur Abwehr einer leibhaftigen Gefahr die Hände hoch erhoben. „Wer sein eigenes Wissen dem der Gottheit überordnet, kann nicht zur Wahrheit gelangen . . .“

„Freilich ist unser Wissen, wie der Apostel spricht, Stückwerk nur in diesem sterblichen Leben“, stimmte Gericke zu. Er blickte in die ziehenden Wasser des Stromes, den die Schatten der Nacht umdrängten. „Wir werden die Wahrheit erst erschauen, wenn die Stunde der Vollendung herangekommen ist . . .“ Er schwieg erneut, aber seine Hände tasteten nach den Schüsseln, drehten sie anscheinend absichtslos hin und her, prüften die Ränder und schlossen sich zuletzt zu Fäusten.

Im Herd verbrannte feuchtes Holz. Es roch nach Harz und Tannennadeln. „Es ist gut so“, antwortete sein Gegenüber, „was Geheimnis ist, soll Geheimnis bleiben . . . Niemand soll daran rühren . . . bis zum jüngsten Tage nicht . . .“

„Ihr sprecht von dem, was unsere Seelen anbelangt.“

„Ich meine alles!“

„Alles? – Auch die Natur? – Das, was uns umgibt? – Das Feuer dort und draußen den Fluß, die Luft . . .?“

„Das Feuer und auch die Luft!“

Die beiden Männer sahen sich an. Der Tisch trennte sie, aber es war so, als täte sich plötzlich eine weltweite Kluft zwischen ihnen auf.

„Nein!“ sagte Gericke dann und lehnte sich zurück. „Es ist nicht gut . . .“

„Daß der Mensch seinem Gott zu gehorchen hat, indem er abläßt von sündigen Begierden?“ beschwor ihn Hochwürden.

„Was der Erkenntnis dient, kann nicht zugleich Sünde sein!“

„Mehr noch – es ist Ketzerei! – Alles Forschen und Experimentieren – und erst recht das Denken!“

„Der Mensch gehorcht dem Gott in seiner Brust, wenn er sucht und forscht und ruhelos um Einsicht ringt!“

„Es ist Ketzerei! Denn er tauscht dafür den Frieden seiner Seele ein!“

„Wenn der Mensch mit seinem ihm von Gott gegebenen Verstande danach strebt, das Dunkel zu durchdringen, das ihn umgibt?“

„Der Mensch soll demütig sein und zufrieden mit seinem Teil!“

„Zufrieden damit, daß er so wenig weiß . . . Nein, Hochwürden, das ist nicht Sinn des Lebens . . . Die Zeit enteilt, die Welt verändert ihr Gesicht. Es ist Sache der Menschen, die in ihr leben, sie nach ihrem Willen zu gestalten!“

Der Geistliche erhob sich mit Verachtung und Zorn verratender Miene.

„Es ist ganz sicher keine Ketzerei, wenn ich feststelle, daß die Luft ein körperliches Etwas ist, das von Wärme ausgedehnt und von Kälte verdichtet wird. Wenn ich sage, daß die Luft Gewicht besitzt und auf alles drückt, daß sie Schall, Geruch, Feuchtigkeit und Dämpfe aufnimmt . . .“

Plötzlich stand der Fährmann mit vor Schreck geweiteten Augen und zitternden Knien zwischen ihnen. „Die Schweden!“ rief er und wies zum Horizont hinüber.

Sie liefen hinaus und sahen in den von brennenden Häusern schmerzhaft durchzuckten Abendhimmel.

„Es dauert nicht lange, dann sind sie hier!“ jammerte der Mann. „Ich weiß es noch vom Frühjahr! Damals haben sie auch erst das Dorf da drüben geplündert, bevor sie hierher kamen. Solange sie noch eine Esse qualmen sehen, geben sie keine Ruh!“

Der Geistliche fiel auf die Knie und sprach ein Stoßgebet, dem Gericke deutlich entnahm, daß er ihn mit der Heimsuchung des Landes in Verbindung brachte.

„Sie haben mein Weib erschlagen und mich in der Jauchegrube ersau-

fen wollen!“ berichtete der Fährmann, immer noch am ganzen Leibe bebend. „Dieses Mal entgehe ich ihnen nicht . . . Was soll ich tun?“

„Betet!“ sagte der Geistliche mit einem feindseligen Blick auf Gericke, „betet, Mann!“

„Tue Er, was ich Ihm sage!“ mischte sich Gericke in diesem Augenblick ein. „Wir werden selbst einen Feuerbrand entfachen!“ Dann rannte er in die Kate zurück, um seine Gefährten zu wecken.

„Er steht doch mit dem Satan im Bunde!“ rief der Geistliche und bekreuzigte sich, „er zündet Euch das Dach über dem Kopf an!“

„Die Heureiter mit trockenem Zeug bepacken!“ kam indes Gericke Kommando.

Alemann und Rosenstock liefen in den Stall und kehrten mit Armen voll Stroh und Heu zurück. Gericke schloß sich ihnen an, und auch der Fährmann tat, was man von ihm verlangte. Nur der Geistliche sah, wie zur Bildsäule erstarrt, sprachlos zu. – Erst als die hell auflodernden Flammen ihm begreiflich machten, daß damit bei den Schweden der Eindruck erweckt werden sollte, Kumpane hätten vor ihnen die Fischerhütten am Ufer verwüstet, beruhigte er sich endlich.

„Einen Blick zum Himmel, aber zwei auf die Erde!“ hörte er Gericke, an den Fährmann gewandt, sagen. „Vergeßt das nie . . .!“

Das Feuer übergieß die Männer mit glutrotem Schein. Der Fährmann lauschte in den Abend hinein, weil er fürchtete, die Schweden kämen doch noch. Aber es war nur der Wind in den Bäumen, der ihn täuschte. „Setzt das Segel!“ forderte Gericke den Fährmann auf.

„Bleibt noch“, bat der, „ich werde uns ein Hühnchen braten!“

„Die Magdeburger warten auf uns!“ sagten die Männer fast gleichzeitig. – Dann gingen sie gemeinsam zum Ufer hinunter.

„Und Ihr, Hochwürden?“ fragte Gericke den unentschlossen dabeistehenden Geistlichen, als er und seine Begleiter den Kahn bereits bestiegen hatten. „Ihr wolltet doch bis Torgau mitfahren . . .“

Da wandte sich der ab, schlug ein Kreuz und ging grußlos in die Nacht hinein. Der Wind blähte das Segeltuch und die Wellen trugen schaumige Kämme. Gericke hielt das Steuer fest in seinen Händen.



„Sein Leben gleicht jenem Nachen dort auf lichtlosem Strom“, sagte Hochwürden zu dem Fährmann. „Er läßt sich treiben von seinen Gelüsten, und er wird zerschellen wie sein Boot, weil er seinen Gott versucht . . .“

Die Feuer waren längst verloschen, und den Kahn hatte die Nacht in ihre dunklen Arme geschlossen. Sie standen am Ufer und schwiegen lange. „Brate mir das Hühnchen!“ befahl Hochwürden schließlich und ging durch das hohe Gras der Kate zu.

*

Eine famose Idee, die Sache mit den Heureitern, nicht wahr? Und vor allen Dingen ein Zeichen dafür, daß man sich durch nichts im Leben aus dem Gleichgewicht bringen lassen darf, ganz gleich, was auch geschieht.

Der Ingenieur Gericke handelte im doppelten Sinne nach diesem Grundsatz – im Augenblick der Gefahr für sein Leben und als es darum ging, seine Überzeugung einem so hartnäckigen Widersacher gegenüber, wie Hochwürden, zu verteidigen. Bedenkt aber dabei, daß der Geistliche mit seiner Meinung nicht etwa eine Einzelpersone darstellte und deshalb nicht weiter ernst zu nehmen war. Ganz und gar nicht. So wie er dachten die weitaus meisten der maßgeblichen Gelehrten. Um so schwieriger war es für einen der Zeit weit vorausseilenden Mann wie Gericke, sich allen Widerständen und Einsprüchen zum Trotz zu behaupten.

Hinzu kam, daß die politischen Verhältnisse nach 1645, also gegen Ende des dreißig Jahre währenden Krieges, Gericke stärker denn je in Anspruch nahmen. Seine diplomatischen Missionen besaßen Vorrang, und die wissenschaftliche Tätigkeit geriet fürs erste ins Hintertreffen.

Was war inzwischen geschehen? – Die kursächsische Besatzung hatte Magdeburg also geräumt, aber die Stadt hatte dafür einen hohen Preis zahlen müssen. Er bestand in der Anerkennung eines Vertrages, der die wirtschaftlichen Belange, die Freiheiten und die Ehre der stolzen Bürgerschaft stark beschnitt. Kein Wunder, daß die Stadt alle Anstrengungen machte, um bei den in Münster und Osnabrück sich anbahnenden Friedensverhandlungen die Zusage der Reichsunmittelbarkeit zu erhalten. Nur so bestand die Möglichkeit, wieder zu Ansehen und Wohlstand zu gelangen. Das war natürlich keine leichte Aufgabe. Aber gerade deswegen bat man den im Jahre 1646 zum Bürgermeister gewählten Otto Gericke, die Interessen der Stadt zu vertreten. Kein anderer wäre sonst dazu imstande gewesen. Freilich besaßen die Verhandlungen der kaiserlichen Gesandten mit den Vertretern der am Kriege beteiligten Staaten andere Aufgaben, als sich um die Prüfung der Ansprüche einer einzelnen Stadt zu kümmern. Galt es doch, der Plünderungssucht der Söldnerscharen fast ganz Europas endlich Einhalt zu gebieten und die tatsächlichen Machtverhältnisse zu bestätigen. Deutschland rang nach diesem mit unbeschreiblichen Verlusten verbundenen Krieg mit dem Tode. Die Staaten, die sich als Sieger fühlten – Frankreich und Schweden – trachteten nach dem Gebietszuwachs. Mit dem Rest des ausgeblute-

ten deutschen Landes trieben die deutschen Fürsten einen widerwärtigen Schacher. Angesichts dieser Situation hatte Gericke es nicht leicht, sich für seine Gesuche Gehör zu verschaffen. Von der kniefälligen Bitte um wohlwollende Unterstützung seines Vorhabens bis zur erbitterten Auseinandersetzung mit den hartgesottensten Feinden der Stadt gab es keine Methode diplomatischer Verhandlungstaktik, deren Gericke sich zur Durchsetzung seiner Pläne nicht bedient hätte. – Man schätzte den Bürgermeister der einstigen protestantischen Hochburg wegen seiner außerordentlichen Gewandtheit. Aber weil sich nur die wenigsten seiner Klugheit gewachsen fühlten, ging man ihm am liebsten aus dem Wege.

Rudi Blank, dem die Aufgabe zufiel, über die Gesamtlage Aufschluß zu geben, hatte darüber in seinem Diarium etwa folgendes notiert:

Der Kaiser war der Stadt nicht wohl gesonnen. Er half ihr jedenfalls nicht. Im Kriege stand sie auf der Seite der Feinde; außerdem hatte sie seinen Sohn als Administrator des Erzstiftes abgelehnt. Von der Geistlichkeit war auch nichts zu erwarten, weil sie in der überwiegend protestantischen Bürgerschaft der Stadt keinen Verbündeten für ihre Zwecke sah. Blieben die beiden Kurfürstentümer Sachsen und Brandenburg. Aber beide wollten die Stadt ihrem Besitz einverleiben und mußten deshalb ihren Selbstständigkeitsbestrebungen ablehnend gegenüberstehen. Allenfalls Schweden und die Vertreter der Hansestädte machten gute Miene zum bösen Spiel und brachten Gericke Bemühungen Verständnis entgegen . . .

Soweit Rudi Blanks Feststellungen. Iska und Harald bezeichneten sie jedenfalls als ausgewachsene Doktorarbeit. Und da Rudi meinte, daß sich bei etwas gutem Willen noch einiges Wissenswerte mehr über die damaligen Verhältnisse zusammentragen ließe, durchstöberten sie zu dreien die Bibliothek Onkel Leopolds. Was sie dabei an bemerkenswerten Einzelheiten fanden, war wie der Rohstoff einer Geschichte aus dieser Zeit, die sich etwa folgendermaßen zugetragen haben könnte:

Eine Stadt kämpft um Freiheit und Recht

In der Schenke „Zum Schwarzen Adler“ in der Schmiedehofstraße zu Magdeburg herrschte Feierabendbetrieb. Auf den Bänken hockten Fuhrleute, Bauarbeiter und Handwerker beieinander und tranken ihr Bier. Der Tag war heiß gewesen. Es roch nach durchgeschwitzten Hemden und Tabakqualm, nach Mörtel, Staub und weißem Kohl, der nebenan in einem großen Kessel kochte.

Zwei von denen, die am Ecktisch unterm Fenster saßen, zwei hochgewachsene, ein wenig liederlich gekleidete Kerle mit struppigen Bärten und derben Fäusten, führten das große Wort. Sie waren zehn Monate außer Landes gewesen und feierten schon seit Wochen ihre Heimkehr. Dabei mangelte es ebensowenig an gefüllten Krügen wie an großartigen Reden, mit denen sie auf die Gäste Eindruck zu machen hofften.

„Also wurden wir von dem brandenburgischen Gesandten, dem Grafen Wittgenstein, empfangen. Ich sagte: ‚Mein lieber Graf, hier bei Euch in Münster kann man ja Dukaten wie Scherben im Säckel haben. So Ihr vierzehn Groschen für einen einzigen Scheffel Hafer fordert, man bedenke, vierzehn Groschen, sorgt für Kredit . . . viel Kredit.‘ ‚Sei's drum‘, sagte der, ‚wieviel habt Ihr nötig?‘“

„Das war wohl zwischen Braunschweig und Helmstedt irgendwo“, redete der andere indes dazwischen, „eine Bande von ungefähr zwanzig Mannen kommt aus dem Wald heraus und bedroht uns mit Kartätschen und Morgensternen. – Wir geben also unseren Gäulen die Sporen, halten auf den Anführer zu und hauen gar fürchterlich drauflos . . . Da hättet ihr sie laufen sehen sollen. Die haben sich gegenseitig zuschanden getreten.“

Es gab Gelächter und erstaunte Gesichter. Bis der eine wieder begann: „Und dann die Audienz bei der Frau Gemahlin des schwedischen General-Bevollmächtigten Oxenstierna in Osnabrück. Ein Weib war das, ein Weib, sage ich euch . . . im ganzen Magdeburger Land sucht ihr umsonst nach so einem Weib.“ Er verdrehte die Augen in schwärmerischer Verzückung und ließ das warzenbehaftete Gesicht in Erinnerungsfreude zerfließen. „Wir sagten unser Sprüchlein, überreichten der schönen Frau unsere Promemorien . . .“

„Was ist das?“ wollte jemand wissen.

„Was das ist?“ fragte er zurück. „Ach so, – na so was, jetzt weiß der Kerl nicht, was Promemorien sind.“ – Er lachte und schlug sich dabei vor Vergnügen auf die Schenkel. „Sag du’s ihm“, wandte er sich an seinen Genossen, weil er’s selbst nicht wußte. „Mir ist’s gar zu blöd, darauf zu erwidern.“

„Ist ja auch gar nicht so wichtig“, lenkte der andere ein, während er aus der Tasche seines bunten Rocks ein paar zerknitterte Blätter herauszog. „Seht mal her – Flugblätter. Flugblätter aus aller Herren Länder . . . Hier, eins aus Hannover über die Floh-Plage. Da könnt ihr lernen, wie man sich mit Eleganz juckt . . . Ganz Hannover juckt sich, die edlen Fürsten sogar und die Herren Grafen . . . Nun, und wem’s juckt, der kratze sich, nicht wahr, Meister Papendieck?“

Der dicke Metzgermeister winkte phlegmatisch ab. Er kannte das Blatt mit den Zeichnungen darauf, das man im Hannoverschen verteilte. Aber die es noch nicht kannten, rissen sich darum. Es befand sich auch ein Blatt aus Köln im Besitz des weitgereisten Knechtes. Darauf stand der Bericht von der Erscheinung eines riesigen, geschweiften Kometen am nächtlichen Himmel. Es waren allerlei Vermutungen über die möglichen Katastrophen daran geknüpft, die das seltsame Schauspiel nach sich ziehen müsse. Ja, man scheute sich nicht, auf dem Blatt den bevorstehenden Untergang der ganzen Welt anzukündigen.

Das Blatt erregte auch im „Schwarzen Adler“ großes Aufsehen, und da der Wirt wußte, daß debattierende Männer schnell durstig werden, sah er es nicht ungern, wenn die beiden Großmäuler in die Wirtschaft kamen.

„Ja, da guckt ihr, he?“ lachte der Knecht, als er sah, wie neugierig die Männer Schrift und Bilder auf den Flugblättern betrachteten. Dann tat er einen tiefen Zug aus dem Krug, streckte die Beine von sich und ließ sich anstaunen. — „Oh ja, viel haben wir erreicht, sehr viel . . .!“

„Jawohl!“ pflichtete der glatzköpfige Metzgermeister Papendieck in einem wenig verbindlichen Tone bei. „Unsere Steuergelder hat die Bande vertan!“ — Er schwitzte vor Erregung. „Zehn Monate lang sechs Kerle wie diese da in fremden Städten auf unsere Kosten . . . auf Kosten der Steuerzahler der Stadt — ein Skandal!“

Der Größere von ihnen erhob sich und blickte mit unendlichem Hochmut in die Ecke, wo Papendieck saß. „Ob du was von Wurstmachen verstehst, habe ich bis jetzt leider bezweifeln müssen“, sagte er, jedes Wort sorgfältig betonend. „Ich habe nur einmal deine Sülze gekostet, da wurde mir schwarz vor Augen und schwach im Gedärm. Mein Hund ist mir gram, weil ich ihm von dem Zeug zu fressen gab.“

Man johlte und lachte durcheinander.

„Daß du aber von Politik noch viel weniger verstehst als vom Sülzermachen, beweist mir dein Zwischenruf!“ Er wandte sich an die übrigen Gäste: „Wir haben uns fünfundvierzig Wochen lang in der Fremde herumgetrieben, sind von einem Fürsten zum anderen gelaufen, haben Audienzen geführt und Eingaben gemacht, nur damit Magdeburg, unsere geliebte alte Vaterstadt, von unseren Feinden nicht zur armseligen Landstadt erniedrigt wird. Und so ein armseliger Rindviehschinder, der noch nicht weiter in der Welt herumgekommen ist wie seine elendige Sülze riecht, will sich über unsere sauer verdienten Groschen exaltieren . . .!“

„Beruhige dich, Heinrich“, rief der Wirt dazwischen, der verhindern wollte, daß sich ausgerechnet seine beiden besten Kunden erzürnten. „Aufregung schlägt auf den Magen, und du weißt doch, in einer viertel Stund gibt's was zu essen . . .!“

„Wie dick ist er am Bund gemessen?“ fragte Lieberenz, der gleich neben dem Schanktisch saß und froh war, daß er nach langem vergeblichen Bemühen endlich einen Fetzen des Gesprächs aufgeschnappt hatte. —

Ein Fremder, der mit an seinem Tisch saß, lächelte. Aber dann erkundigte er sich beim Adler-Wirt, was die beiden Rauhbeine vom Ecktisch denn eigentlich zu so großspurigem Gerede veranlasse.

„Aufschneider!“ bemerkte der Wirt hinter der vorgehaltenen Hand, während sich der dicke Metzgermeister mit hochrotem Kopf verantwortete und die übrigen Gäste, soweit sie nicht noch mit den Flugblättern beschäftigt waren, amüsiert näherrückten.

„Die beiden sind vor einem dreiviertel Jahr gemeinsam mit noch vier anderen als bewaffnete Eskorte für die Karosse unseres Bürgermeisters nach Münster und Osnabrück gezogen. Vor drei Wochen sind sie zurückgekehrt. Nun tun sie freilich so, als ob sie die Welt aus den Angeln gehoben hätten und alle Erfolge auf ihre Rechnung kämen . . . spaßige Kujone die . . .!“

Lieberenz verstand kein Wort. Um aber wenigstens das Gefühl zu haben, von Unterhaltungen nicht ausgeschlossen zu sein, hatte er sich angewöhnt, in gewissen Abständen „Ja, ja – es gibt ’ne Sorte!“ als Gesprächsbeitrag beizusteuern. Und da gewöhnlich von der Schlechtigkeit der Menschen die Rede war, paßte das auch in den meisten Fällen zur Sache. Es paßte auch jetzt.

„Zehn Monate?“ staunte der Fremde, ein durchreisender Fellaufkäufer aus Hameln, „vollziehen die Bürgermeister hierzulande ihre Amtshandlungen in der Kalesche?“

„So sehr gern tut er’s gar nicht, der Gericke, aber was bleibt ihm weiter übrig, er muß!“ antwortete der Wirt.

„Sucht er neue Handelspartner für die Stadt?“

„Gerechtigkeit sucht er, Freiheit und Recht!“ belehrte ihn der Wirt, der gar nicht begreifen wollte, daß sich die Sorgen und Nöte der Stadt noch nicht bis Hameln herumgesprochen hatten.

„Gerechtigkeit“, wiederholte der Fremde mit einem zweifelnden Gesichtsausdruck, „ein selten Kräutlein, noch seltener als herrenlose Dukaten . . . Muß ein unerschrockener Mann sein, euer Bürgermeister“, fügte er noch hinzu, „zäh und unerschrocken . . .“

„Und einfallsreich“, ergänzte der lange Heinrich im Nähertreten mit



gehobener Stimme. – Der Fremde wandte sich ihm zu. – „Tja, Euer Gnaden, wer auf Erfolg aus ist, muß Einfälle haben . . . Nochzumal im Umgang mit diesen dickmäusigen Fürsten . . . gute Einfälle, kluge Einfälle, exquisite Einfälle . . .“ Er kniff eines seiner beiden pfiffig dreinschauenden Augen zu und klopfte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. „Erzählt – man lernt nie aus!“ erwiderte der Händler interessiert. Der lange Heinrich verschränkte die Arme über der breiten, mit einem braunsamtenen Wams verhüllten Brust und strich sich nachdenklich den fuchsigen, an den Enden leicht angesengten Bart. „Einst mühte sich unser Bürgermeister, mit einem fürstlichen Kammernherrn zu konferieren, mit

einem von der Sorte freilich, die mehr wissen, als ihre hohen Herrn . . . Der Diskurs kam aber nicht in Fluß, alles schien umsonst . . .“ – Der lange Heinrich blinzelte dem Adler-Wirt verstohlen zu, als er weiter sprach: „Bis unser Bürgermeister auf den rettenden Einfall kam, dem schweisgsamen Kammernherrschaft mit rotem Wein die eingefrorene Zunge aufzutauen.“

Der Fremde begriff den Wink sofort. „Ach, daher pfeift der Wind“, rief er vergnügt und bat den Wirt um einen Krug Roten für den Langen.

Der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Heinrich setzte sich auf einen freigeordneten Schemel und reihte ein Erlebnis an das andere, log und schmückte aus, übertrieb und phantasierte, ganz wie es ihm in den Sinn kam. Nur wenn von Gericke die Rede war, hielt er sich an die Wahrheit.

„Auf die Umstände kommt es an, wie man die Mittel einzusetzen hat, sagt unser Bürgermeister stets“, berichtete der lange Heinrich sodann.

„Was sich in einem Falle schickt, schickt sich nicht für alle . . . Dem erztiftischen Domsyndikus begegneten wir mit eiserner Gelassenheit, heizten ihm ein, wenn's not tat, oder schlugen ihn mit seinen eigenen Worten.“ – Heinrich sagte „wir“, wenn er vom Bürgermeister sprach. –

„Ganz anders freilich, wenn es galt, mit dem schwedischen Residenten Schering Rosenhahn zu disputieren. Ein vornehmer Mann, der Resident, empfing uns in einem großen Saal von Atlas mit güldenen Blumen austapeziert, mit Stühlen darin, die ebenso behangen. Da konnten wir Liebeshwürdigkeit mit Liebeshwürdigkeit vergelten . . . konnten unsere Forderungen erheben . . .“

„Worin bestanden die?“ fragte der Fremde.

„Ei, weiß Er denn nichts vom Privilegium Ottos des Großen? Darum dreht sich doch der ganze Aufwand, um die Bestätigung der daraus folgenden Reichsfreiheit, um die Entbindung von der den Erzbischöfen zu leistenden Huldigung, Erweiterung des Stadtgebietes um eine Viertelmeile, Zuweisung des Besitztumes der Klöster Unserer Lieben Frauen und Bergen . . .“

Er mußte trinken. Die vielen Begriffe und Bezeichnungen strengten an, und Anstrengungen bekämpfte er stets mit kühlem Wein.

„Die erstrebte Zollfreiheit durch das ganze Reich gehört auch dazu und die Befreiung von den Kreis- und Reichsanlagen auf dreißig Jahre“, sprang der Adler-Wirt darum ein und stellte eine frisch gefüllte Kanne auf den Tisch.

„Ein Reichsgericht in Magdeburg verlangen wir“, vervollständigte Heinrich seine Aufzählungen, nachdem er mit dem Handrücken die Schnurrbartenden abgewischt hatte, „nicht zu vergessen die Hegung des Frongerichts und die Erhebung des Bischofszolls . . .“

Der Fremde machte ein erstauntes Gesicht. „Wer hoch baut, hat Neider! Doch erzählt weiter . . .“

„Unser Bürgermeister weiß schon, was er will“, belehrte ihn der Lange und schob den leeren Becher über den Tisch.

„Und er weiß auch, wie er es anstellen muß“, pflichtete der Wirt bei.

„Hier einen Kratzfuß, dort ein Donnerwetter, woanders ein Kompliment oder eine kleine Gefälligkeit“, lächelte Heinrich und glättete den zer-schlissenen, mit Bändern und Fransen verzierten Rock. „Der Feldmarschall Torstenson erhielt von uns ein großartiges Schreibzeug mit einer messingnen, übergoldeten Himmelssphär' und perpetuierlichem Kalender verehrt . . .“

„Vom Bürgermeister eigenhändig gefertigt“, hob der Wirt hervor.

„Aber die Kurfürstlichen steckten statt dessen schon manchen Nasenstüber ein!“ Er lachte und sein breites, narbenbehaftetes Gesicht sah aus wie ein roter, von einer zerzausten Schifferkrause umrahmter Vollmond.

„Den Kaiserlichen gegenüber kann gar nicht oft genug vom uralt frei Herkommen der Stadt die Rede sein, und die Schweden erinnern wir an den großen Aschenhaufen, der aller Welt zum Spektakel zwischen unseren Mauern aufgerichtet ist. – Wenn aber überhaupt nichts fruchten will, halten wir uns an die hohen Frauen der Gesandten . . .“ – Heinrich schmunzelte. „An die Gemahlin des schwedischen General-Bevollmächtigten beispielsweise, ich sagte es schon . . . Oh, Weiberleut haben immer leicht ein geneigtes Ohr für Männer, wie wir welche sind . . .“

„Und Ihr glaubt wirklich, daß euch die Schweden helfen?“ zweifelte der Fremde.

„Für wen haben wir denn die schweren Opfer gebracht in den dreißig Kriegsjahren? – Für Schwedens Kron und für die Sach der evangelischen Freiheit. Oder stellte Magdeburg etwa nicht die letzte Zuflucht dar für alle aus ihrer Heimat vertriebenen Streiter für den reinen lutherischen Glauben? Hat Magdeburg es nicht als einzige Stadt gewagt, der Macht Kaiser Karls V. zu trutzen?“

Der Fremde nickte versonnen. Ruhm und Reichtum der Stadt waren freilich auch an der Weser bekannt. Aber seines Wissens nach lag die Zeit der Hochblüte hundert Jahre zurück.

„Wann ist die Stadt abgebrannt?“ fragte der Fellhändler, indes Lieberenz während der ganzen Zeit mit offenem Munde dabeisaß und mit einer seiner mächtigen Pranken die dem Gast zugewandte Ohrmuschel zu vergrößern trachtete.

„Vor fast siebzehn Jahren – Anno 1631.“

„Seitdem ist's doch völlig vorbei mit eurem Ansehen.“

„Schlimm genug!“ ereiferte sich der Wirt und trat hinter seinen Tisch, um wieder einige Krüge zu füllen. „Schlimm genug, daß sich die Nutznießer von einst auf nichts mehr besinnen wollen und es obendrein unserer Stadt so schwer machen, ihre Ansprüche zu verfechten.“

Im Gastraum lärmte es noch immer durcheinander. Die Politik, die Neuigkeiten und der Alkohol gingen ihnen mächtig ins Blut. „Aber das sage ich Euch“, fuhr der Wirt, zum Tisch des Fremden zurückkehrend, fort, „Magdeburg erholt sich wieder – trotz der vielen Trümmerberge und der Niedertracht etzlicher ausverschämter Fürsten!“ – Er war einer der ersten gewesen, der sein Haus mit Hilfe von Freunden und Nachbarn nach seiner Zerstörung wieder aufgerichtet hatte.

Eine Frau trug einen Stapel Eßgeschirre herein und stellte sie auf dem Schantisch nieder, was die Gäste mit freudiger Genugtuung quittierten. – Der lange Heinrich tat noch einen letzten Zug aus seinem Becher und ging dann an seinen Platz zurück.

„Ungerechte Verträge und Knebelungen sind niemals von Dauer gewesen!“ sagte der Wirt. „Und außerdem haben wir, wie Ihr hört, einen Bürgermeister, der sich vor keinem duckt. Vor dem Erzbischof nicht

und vor den kaiserlichen Legaten auch nicht – vor keinem, wißt Ihr. Der gibt's ihnen, wie sie's brauchen. Unser Bürgermeister Gericke, was Martin?“ wandte er sich im Vorübergehen an den ebenfalls auf Abendessen wartenden Ratsschreiber.

„Ja, ja – es gibt 'ne Sorte“, nickte Lieberenz indes vor sich hin und wunderte sich dann, daß der Fremde schon wieder lächelte und der Adler-Wirt ihn strafend ansah.

Reden ja recht aufgeblasen daher, dachte der Mann aus Hameln und besann sich darauf, daß drüben in Münster und Osnabrück seit einiger Zeit von Abgeordneten des Kaisers, der Reichsstände und der Feindstaaten über Fragen von weltgeschichtlicher Bedeutung verhandelt wurde. Endlich lagen Anzeichen dafür vor, daß man sich darum bemühte, Frieden zu schließen – einen Frieden freilich, der dem Reich in seiner Gesamtheit teuer zu stehen kommen würde, wenn Schweden und Frankreich ihre Gebietsansprüche aufrecht erhielten. Es ging wahrhaftig um mehr, als um die Freiheit für eine einzelne Stadt. – Die Magdeburger nahmen sich reichlich wichtig, und der Bürgermeister Gericke war allem Anschein nach ein hoffnungsloser Phantast, ein übergeschnappter Advokat, der wohl offensichtlich darauf aus war, sich auf diese Weise einen Namen zu machen. –

Metzgermeister Papendieck ärgerte sich. Die Pöbelei von vorhin konnte er dem langen Heinrich nicht verzeihen, zumal das Wirtshaus voll besetzt war. Um so froher war er, als sich die Aufmerksamkeit der Menge bald etwas anderem zuwandte.

Ein Bierkutscher wollte von dem Langen wissen, was man sich im Westfälischen denn eigentlich von der neumodischen Methode, ein Wasserfaß mit einer Spritze zu leeren, verspreche. Aber Heinrich wußte gar nicht, was der Kutscher meinte. Und erst als der Kutscher ihm erklärte, daß er vor Tagen den Bürgermeister dabei beobachtete, wie er ein festverschlossenes Faß durch das Spundloch an der Seite habe auspumpen lassen, meldete sich ein rotblonder Schneidergeselle zu Wort, der besser unterrichtet war.

„Das hat er sich nicht erst in Westfalen abgeguckt“, sagte der Schneider-

geselle, der für den Sohn des Bürgermeisters ein neues Wams in Arbeit hatte. „Die Idee stammt von ihm, und die Pumpe ist seine Erfindung . . . und was er damit macht, das nennt man Wissenschaft.“

Einige lachten über das feierliche Gesicht des Rotblonden, andere über die merkwürdige Erklärung.

„Soll das etwa so was Ähnliches bedeuten wie damals die Sache mit der Schwefelkugel und der Feder?“ fragte jemand.

Und eine Stimme im Hintergrund erwiderte unter Lachen: „Muß ja ein gar lustiger Anblick sein, wenn leere Bierfässer um eine elektrische Schwefelkugel Ringelreihen tanzen!“

„Was hat denn das mit der Schwefelkugel zu tun?“ ereiferte sich der Schneidergeselle, der nicht verstehen konnte, wieso sie darüber witzelten.

„Na, womit denn dann?“ fragten sie ihn gleich.

„Mit der Wissenschaft!“ antwortete er, ohne selbst eine klare Vorstellung von dem zu haben, was es damit auf sich hatte.

Die Tochter des Adler-Wirtes verteilte währenddes das Essen. „Etwas Großartigeres als die Wissenschaft gibt es überhaupt nicht!“ fügte der Rotblonde noch hinzu.

„Doch“, widersprach der lange Heinrich zur allgemeinen Verwunderung, „weißen Kohl mit Rippchen!“

Man lachte, doch der Schneider blieb ernst, und als er nach einer der vollen Schüsseln greifen wollte, die das Mädchen vorbeitrug, mußte er sich gefallen lassen, daß sie im Scherz zu ihm sagte: „Ich denke, die Schneidersleut halten’s mit der Wissenschaft. Oder macht die etwa nicht satt?“

„Im Gegenteil!“ mischte sich der Fremde ein, „die macht hungrig, das ist eine alte Geschichte, hungrig und hochnäsig zugleich!“

Es gab Beifall und böse Blicke. — Schließlich hatte der Wirt dem alten Lieberenz den Sachverhalt auseinandergesetzt, worauf der ihnen erzählte, daß er selbst dabei gewesen sei, als sie zu dreien unter größter Kraftanstrengung ein wohlgefügtes, festverspundetes Faß leergepumpt hätten. „Das erstemal sind freilich alle Bänder und Schrauben gerissen, eh das Wasser dem Pumpenkolben gefolgt ist“, berichtete Lieberenz,

„eine Pferdearbeit das alles. Vor zwei Tagen hat der Bürgermeister ein kleines Faß mit Wasser in ein großes getan und dann auch wieder Wasser nachgefüllt. Das Ansaugrohr der Spritze hat er verlängert und durch beide Faßwandungen geführt. Dann haben wir wieder gepumpt. Da war's noch viel schwerer . . .“

„Ein kleines in ein großes Faß?“ wiederholte der Fremde fragend.

„Ihr seid doch gewiß ein weitgereister Mann“, mischte sich in diesem Augenblick der Metzgermeister ein, „aber sagt einmal frei heraus, habt Ihr je davon gehört, daß sich der Bürgermeister einer Stadt mit Fässern statt mit seinem Aktenkram beschäftigt hat?“

„Die Klugheit läßt sich nicht wie Schweine mästen!“ rief ein Zimmermann dazwischen. „Wir sollten froh sein, einen so vielseitigen Mann wie Gericke an der Spitze unseres Rates zu haben . . .“

„Eins kann man nur!“ erwiderte ein anderer, „entweder regieren oder experimentieren.“

„Experimentieren?“ wiederholte Papendieck das schwierige Wort, das ihm nur schleppend von der Zunge ging. Er lachte abfällig. „Als ob man damit zerstörte Häuser heil bekäme, oder kranke Bürger gesund . . . oder hungrige Mäuler satt . . .“

„Die Wissenschaft ist etwas für Klosterbrüder“, meinte nun auch der Fremde in dem festen Vorsatz, deshalb Öl ins Feuer zu gießen, um möglichst viel Widerspruch zu hören. „Kein Staatsmann, dem das Wohl des Volkes am Herzen liegt, hat irgend etwas damit im Sinn!“

Unruhe entstand und Streit. Nur wenige aßen gleichgültig weiter, sogar der lange Heinrich ließ den Löffel sinken und beteiligte sich an der Auseinandersetzung.

„Flüchtet sich denn unser Bürgermeister etwa in Wolkenkuckucksheime?“ fragte er die Versammelten, „beweist er denn nicht immer wieder, daß er ein ganzer Kerl ist, ein Gelehrter wohl – aber auch ein guter Diplomat . . .“

„Und ein ausgezeichnete Ingenieur!“ ergänzte der Zimmermann. „Ich war dabei, als wir die große Brücke bauten . . . nach Gerickes Weisungen. Seht euch die Brücke an – sie spricht für sich selbst.“

„Es gibt noch mehr zu bauen . . . warum tut er das mit den Fässern . . . Unsinn ist's, nichtsnutzige Spielerei . . .!“

Der Schneidergeselle erwiderte etwas, aber es ging im Lärm der Umsitzenden unter. Auch der Ratsschreiber äußerte sich zu dem Disput bereits zum dritten oder vierten Male, ohne daß jemand begriff, was er meinte, weil er vor Erregung immer wieder zu husten begann, so oft er ein wenig lauter sprach als es in der Kanzlei üblich war.

„Du angelst doch auch in deiner freien Zeit!“ setzte sich der Wirt vermittelnd ein und wandte sich an den, der zwischen zwei Löffeln Kohl immer wieder „Unsinn!“ rief. „Warum soll sich ein anderer nicht mit Fässern amüsieren. Laß ihm doch den Spaß!“

„Der Spaß kostet aber unser aller Geld!“ ereiferte sich Papendieck.

Aber der lange Heinrich paßte auf und rief: „Am schlimmsten sind die, die vom Betrug am Nächsten leben und sich über rechtschaffene Menschen wie die Ochsenfrösche aufblasen . . .“

Gleich lärmten wieder alle durcheinander. — Es sei Krieg im Land gewesen und jeder Handschlag müsse jetzt von Nutzen sein, meinte ein Maurer. Und es erhoben sich eine ganze Menge Stimmen, die auch den Standpunkt vertraten, daß ein Bürgermeister mit gutem Beispiel voran zu gehen habe. Der Schneider legte sich dafür ins Zeug, den anderen zu erklären, daß die Wissenschaft auch nützlich sei. Papendieck behauptete immerfort das Gegenteil, und der Zimmermann berichtete Einzelheiten vom Brückenbau. — Dem Ratsschreiber lief vom vielen Husten der magere Kopf blaurot an, und der Adler-Wirt hatte Angst, daß der Streit der Meinungen in einen Streit der Fäuste ausarten könne. Nur Lieberenz saß stillvergnügt dabei und aß die zweite Schüssel leer. Niemand merkte, daß es eine fremde Schüssel war.

Der Fremde kam auf seine Kosten. Das hartnäckige Hin und Her bewies ihm doch recht deutlich, daß der Gericke ein absonderlicher Mensch, wenn nicht überhaupt ein überdurchschnittlich kluger Kopf sein mußte. „Und wozu das alles?“ fragte er endlich an den Wirt gewandt. „Wozu die Sache mit den Fässern?“

„Der Herr fragt, warum ihr das getan habt — was damit erreicht wer-

den soll!“ schrie der Adler-Wirt dem alten Lieberenz die Frage so laut ins Ohr, daß es auch die übrigen Gäste hörten.

Sie sahen alle mit kauenden Kiefern und erhitzten Gesichter zu dem Alten hin.

„Um einen Hohlraum zu praktizieren!“ antwortete der mit heiserer Stimme, „ein Vakuum, völlige Leere!“

„Und dann?“

„Der Herr fragt – und dann?“ schrie der Wirt erneut.

„Der Herr Bürgermeister meint, damit wäre der Wissenschaft ein großer Dienst erwiesen, weil es so etwas noch nicht gibt auf der Welt . . .“

„Irrtum!“ rief jemand, „Riesenirrtum!“ Das war Papendieck, der, in der Tür stehend, sich zu Lieberenz umwandte und die nackten Arme unter den blutbefleckten Schürzenlatz schob.

„Willst du’s besser wissen, als der Bürgermeister?“

„Einen Hohlraum? Ein Vakuum? Völlige Leere – das gibt’s bereits!“ ließ sich der Dicke nicht aus der Ruhe bringen. „Da seht euch mal den Kopf vom langen Heinrich an . . .!“ – Dann verließ er grinsend das Lokal, während Heinrichs rechter Stiefel wenige Augenblicke später gegen den Türpfosten krachte.

Es gab dröhnendes Gelächter, und der alte Lieberenz sagte dazu sein Patentsprüchlein her, was dieses Mal sogar genau zur Sache paßte.

Der Fremde aus Hameln löffelte seine Suppe und machte sich seine eigenen Gedanken über das Gehörte. Wie es denn sonst um den Herrn Gericke bestellt sei, fragte er schließlich den Ratsschreiber, ein schmalbrüstiges, schwindsüchtig aussehendes Männlein, das ihn aus seinen blanken Mäuseäuglein unausgesetzt beobachtete.

„Man sieht ihn nicht übermäßig gern“, antwortete der und kratzte sich den welken Hals. „Oder glaubt Ihr, daß jemand bei der Obrigkeit besonders beliebt ist, der dauernd fordert und neue Ansprüche stellt?“

„Bei der Obrigkeit wohl nicht“, lächelte der Fremde. „Und was hat er erreicht?“

„Er war dreimal in Dresden und hat es durch Klugheit und Geschick fertiggebracht, daß die Kursächsischen haben abziehen müssen . . .“

„Die Blutsauger, die infamen!“ schimpfte ein wettergebräunter Elbschiffer dazu, der das Gespräch vom Nebentisch her aufmerksam verfolgt hatte.

„Und mit den Schweden ist er auch fertig geworden!“ fügte sein Nachbar, der breitschultrige Zimmermann hinzu, der als Zunftzeichen einen großen messingnen Ohrring trug. – „Und er wird auch mit den hohen Herrschaften in Osnabrück fertig. Was hat er dem kaiserlichen Gesandten zu der Frage der Einkünfte aus den einstigen Klostergütern geantwortet?“ wandte er sich an den Schreiber.

„Ach so“, erinnerte sich der und gebot dem Fremden mit einer Handbewegung, gut aufzupassen. „Diese Einkünfte, so ungefähr hat er gesagt, würden viel besser zum Aufbau von Schulen, Kirchen und Armenhäusern verwendet, als daß etwa ein Abt, ein Propst und etliche Fratres ihren Nutzen daraus ziehen. Faulenzer können wir nicht gebrauchen. Gott will, daß wir im Schweiß unseres Angesichts unser Brot essen!“

„Habt Ihr verstanden?“ lachte der Schiffer, daß sich um Augen und Nase lauter winzige Fältchen bildeten, „... viel besser zum Aufbau von Schulen, Kirchen und Armenhäusern verwendet... Faulenzer können wir nicht gebrauchen.“

Der Fremde horchte auf. Der Magdeburger Bürgermeister wurde ihm immer sympathischer. „Eine Runde vom Besten!“ rief er zum Wirt hinüber, während Lieberenz sich anschickte, das Gericke'sche Experiment zum besseren Verständnis Uneingeweihter auf die Schuldentafel des Wirts zu malen.

„Wenn ich nur schon wüßte, wozu er das Vakuum nötig hat?“ sagte der Schneidergeselle an den Schreiber gewandt. – Und der Ratschreiber beeilte sich hinzuzufügen: „Ich fürchte, er wird künftig wenig Zeit für seine physikalischen Versuche haben. Die Politik braucht den Diplomaten, nicht den Gelehrten Gericke. – Er wird gar bald die Rosse wieder anspannen müssen...“

Zur selben Stunde stand Gericke in der Scheune seines Grundstücks vor jenem großen Faß, in dessen wassergefüllten Bauch er vor Tagen ein

solches von kleineren Ausmaßen hatte versenken lassen, um es daraufhin von außenher auszupumpen.

Die Männer hatten gewaltig geschwitzt, aber schließlich war es ihnen doch gelungen. Nun hatte er sie beauftragt, das kleine Faß wieder herauszuhieven. Seiner Meinung nach mußte das Experiment gelungen sein. Immerhin blieb die Untersuchung abzuwarten. Mit Theorien ließ sich nichts beweisen, am allerwenigsten auf dem Gebiet der Naturwissenschaft und der Physik. Das hatte er erst vor kurzem wieder einsehen müssen, als der erste Versuch mit dem großen Faß mißlang. Während die Männer das Wasser herauspumpten, war durch die Faßdauben Luft eingedrungen und hatte seinen Platz eingenommen. Um das zu verhindern, hatte er die Idee der Wasserabdichtung entwickelt. Nun, wo der Luftzutritt durch den „Wassermantel“ unmöglich gemacht worden war, mußte an Stelle des herausgepumpten Wassers absolute Leere entstanden sein, mutmaßte er und verfolgte mit großer Spannung den Bergungsprozeß.

„Der Jakob Schröder will nicht glauben, daß der Herr Bürgermeister, so er das Faß verspundete, ein Dutzend Vögel mit eingeschlossen hat“, sagte Gericke's Roßknecht auf der Leiter stehend. Die Kette des Hebebockes, mit der sie das Versuchsobjekt zu Tage förderten, glitt rasch durch seine Hände. Schröder sah den Bürgermeister an. Der lächelte, dann schüttelte er den Kopf.

„Ich denke, sie haben sogar gesungen . . . jeden Abend, und selbst nachts . . . drei Tage lang“, antwortete der Knecht verwundert und deutete auf das triefende Bierfaß, das sie nun auf eine bereitstehende Stellage bugsierten.

„Nicht doch“, belehrte ihn Gericke, „ich habe gesagt, nachts, wenn alles still war, hörte man einen wechselnden, bisweilen ununterbrochenen Ton, was beinahe wie Vogelgezwitscher klang . . .“

„Ja, aber wieso denn das?“ – Ohne Vögel?“

Gericke antwortete nicht. Er hatte sich bereits mit einer stark qualmenden Lunte tief über das noch verschlossene Spundloch gebeugt und traf Anstalten, den Verschuß durch einen einzigen Hammerschlag zu lösen.



Sie standen reglos dabei und sahen, wie sich seine Züge strafften. Es war nun ganz still in der großen Scheune. Über den großen Querbalken unter dem Dach balancierte ein graugescheckter Kater und starrte aus seinen bernsteingelben Augen in das offene Faß. Vom Bauch des danebenliegenden kleineren tropfte es langsam herab. Ein schmaler Streifen Sonnenlicht drängte sich durch die angelehnte Tür. Die Lunte qualmte, und der Qualm stieg in grauen Fäden schräg in die Höhe. – Dann kam der Schlag. Im gleichen Augenblick neigte sich ein Teil des Qualmes für eine Sekunde zu dem in der Wandung gähnenden Loch hinab, als wolle er darin verschwinden. Aber dann war wieder alles wie vorher. – Gericke rührte sich nicht. Erst eine ganze Weile später ließ er die Lunte sinken. Er warf sie an die Erde und zertrat sie mit einer Sorgfalt, die seinem Sohn, der inzwischen hatte unbemerkt neben ihm treten können, zeigte, daß der Vater mit sich und dem Ausgang des Versuchs nicht zufrieden war.

„Eine verteufelte Geschichte!“ sagte er in einem Ton, dem deutlich die Enttäuschung über das mißlungene Experiment anzumerken war, an Otto gewandt. Dann bedeutete er den Männern, nach Hause zu gehen. – Daß sich der Qualm nur einen kurzen Moment lang hatte ablenken lassen, bewies ihm, daß drinnen nur ein luftverdünnter Raum, nicht aber ein reines Vakuum vorhanden gewesen war.

„Woran liegt es nun?“ erkundigte sich der Junge und trat wißbegierig näher. „Das Faß ist doch in Ordnung, stabile, festgefügte Dauben – man möchte meinen, es könne gar nichts raus oder rein!“ Er beklopfte es mit der Faust und untersuchte Boden und Deckel.

„Und das?“ fragte ihn Gericke, indem er das Faß herumdrehte, so daß sich daraus ein munterer Quell ergoß. „Darum freilich auch das Zwittern . . .“

Otto sah den Vater verblüfft an. „So wir aber Bier hineingefüllt, ist’s doch aber stets darin verblieben. Daß Faß ist doch schon jahrelang im Verkehr . . .“

„Es liegt also an den besonderen Umständen, an der verursachten Leere und an dem Druck von außen“, stellte er fest, und zwischen den Brauen seiner forschenden Augen entstand eine tiefe Falte. „Vielleicht liegt’s

auch an der Durchlässigkeit des Holzes, sonst hätte doch ein vollständiges Vakuum entstehen müssen. Eigentümlich . . .“

„Laßt doch, Herr Vater“, beschwichtigte ihn Otto und wollte ihn mit sich fort nach draußen ziehen. „Kommt erst mal, eßt . . . Ihr seid auch der Ruhe bedürftig.“

Gericke sah auf. Das klang so anheimelnd, so rührend besorgt und vertraut. Und als er dabei ein stilles Lächeln um den Mund des Achtzehnjährigen bemerkte, wußte er plötzlich beides – Ton und Ausdruck – zu deuten. Margarethe. Wehmut überkam ihn da. Im Hofe blühten schon die Spätnelken. Sie blühten seit zwei Jahren auch auf Margarethes Grab. – „Henning kann doch heute am Abend mit Frau Christine auf ein Stündlein oder zwei herüberkommen“, sagte er, als sie sich in der holzgetäfelten Stube gegenübermaßen. „Er möchte seine Geige mitbringen . . .“

Otto mußte lächeln. Hennings alte Geige . . . das war nun schon so lange her. Als er eine Stunde später unter dem Fenster des Arbeitszimmers seines Vaters entlangging, öffnete der den einen Flügel und rief hinaus: „Sag dem Lieberenz Bescheid, er möchte gleich auf einen Sprung zu mir kommen . . .“ – Die Unmutsfalte zwischen seinen Augen war verschwunden. –

Im Hause zündete man schon die Kerzen an, als der alte Lieberenz das Haus des Bürgermeisters Otto Gericke verließ. Dem Alten brummte der Schädel. – Manchmal ist es gar nicht gut, wenn ein Bürgermeister soviel von der Handwerkerei versteht, dachte er bei sich. Dann versuchte er sich darauf zu besinnen, was ihm Gericke über die Konstruktion des Ventilhanes eingeschärft hatte, mit dem die kleine kupferne Hohlkugel – des Bürgermeisters neuester Auftrag für ihn – ausgestattet sein sollte.

*

Die Fortschritte, die Iska und die Freunde bei ihrem Vorhaben, das Leben des großen Magdeburgers zu erforschen, erzielten, bereitete ihnen viel Freude. Ja, sie konnten kaum die Zeit abwarten, bis sie alles über ihn wußten. Natürlich stellten sich auch Schwierigkeiten und unvorhergesehene Zwischenfälle ein. – So zum Beispiel, als in einigen von Iskas

Bildern Kostüme auftauchten, die es zu der Zeit noch gar nicht gab. Oder als Harald in der Absicht, das Experiment mit dem Bierfaß andeutungsweise nachzuahmen, fast Hals über Kopf in die Regentonne stürzte. —

Trotz alledem verloren sie doch nie das Ziel ihrer Bemühungen aus den Augen. Und dieses Ziel bestand, wie die ganze Klasse einmütig beschlossen hatte, darin, mit dem Gegenwert eines Preises (ganz gleich, welche Arbeitsgemeinschaft ihn auch errang) Onkel Leopolds gestohlene Fernrohr-Linsen zu ersetzen. Sie waren fest davon überzeugt, daß Onkel Leopold dann auch Vertrauen zu ihnen gewann. Vielleicht, daß er es ihnen danach ermöglichte, ihr Wissen vom Wesen der Welt durch einen Blick in die Unendlichkeit zu bereichern. —

Rudi hatte die nicht ganz leichte Aufgabe übernommen, irgend etwas über die Jugend des berühmten Mannes zu berichten. Allerdings stellte er bald fest, daß darüber herzlich wenig in den Nachschlagewerken aufzustöbern war. Um so mehr wußte Harald über die Weiterentwicklung der Gerickeschen Forschungen. Er erzählte vom Bau einer neuen, verbesserten Pumpe im Hause des Magdeburger Bürgermeisters, die durch zwei Stockwerke reichte. Iska schüttelte über das unfätige Ding verständnislos den Kopf. Harald hatte eine ganze Weile zu tun, bis er ihr die Wirkungsweise des großen Hebels erklärt hatte. Auch daß es eines so großen Wasserkübels bedurfte, um das Klappenventil vor dem Eindringen der Außenluft zu bewahren, war ihr nicht gleich verständlich. Schließlich wollte sie auch wissen, welchem Zweck die Kugel diene, die, ihrer Ansicht nach, völlig überflüssigerweise auf dem luftleer zu pumpenden Gefäß lag. Damit hatte Harald schon gerechnet. Er bezeichnete diese Hohlkugel mit einer geringschätzigen Handbewegung als „Rezipienten“ und meinte, was es damit auf sich habe, erführe sie später. Zunächst sollte sie etwas über die allgemeine Lage berichten. Rudi war derselben Meinung. — Die wichtigsten Merkmale dieses Berichtes bestanden in folgendem:

Nach dem Dreißigjährigen Krieg ist das Ansehen des Kaisers sehr geschwächt. Die wirklichen Herren sind die Fürsten. Die Städte, die einsti-

gen Stützen der kaiserlichen Zentralgewalt, verlieren mehr und mehr an Macht. Auch Magdeburg. Die Bürger Magdeburgs aber versuchen, den Übergang der Macht an die feudal-absolutistischen Kräfte zu verhindern. An der Spitze dieses bürgerlichen Klassenkampfes steht Otto Gericke. Er kämpft gegen Kurfürst und Administrator. Es gelingt ihm sogar, die Forderungen der Stadt nach Unabhängigkeit durchzusetzen. Die Freude der Magdeburger über den diplomatischen Sieg ihres Bürgermeisters ist groß. Sie ist aber nur solange ungetrübt, bis ihnen der Große Kurfürst neue Schwierigkeiten bereitet. Gericke reist erneut nach Osnabrück. Die dort zugesprochenen Rechte, vor allen Dingen aber die von der ehrgeizigen Bürgerschaft erstrebte Reichsfreiheit, befinden sich in Gefahr. Neue Gesandtschaften sind erforderlich – wenn nötig, bis an den kaiserlichen Hof von Wien. Die Wahl des Rates fällt erneut auf Gericke. Und Gericke fährt.

Und dann legte Iska wieder eine ihrer Zeichnungen auf den Tisch. Die Jungen sahen sie erstaunt an. „Gericke und seine Begleiter als Gefangene vagabundierender Landsknechte“, stand unter dem Bild. – Es sei ja auch noch lange nach Kriegsende kein Vergnügen gewesen, sich auf den Landstraßen herumzutreiben, hatte sie dazu gemeint. Dann forderte sie die Jungen auf, sich in ihrer Phantasie einmal auszumalen, wie ein derartiges Abenteuer im einzelnen abgelaufen sein mochte.

Und das taten sie denn auch.

Die seltsame Wandlung des Obristen

Gegen die eisenbeschlagene Tür eines düsteren Kellergewölbes hämmerten die Fäuste eines Gefangenen.

„Aufmachen!“ brüllte er dazu in gewissen Abständen. Hinterher lauschte er jedesmal, das Ohr an das Schloß gepreßt, in den langen, dunklen Gang hinaus, ob sich draußen niemand meldete. Der Keller gehörte zu einem von seinen rechtmäßigen Besitzern Hals über Kopf verlassenen Rittergut. Seitdem diente es einer Horde Banditen, die die Wälder zwischen Bamberg und Nürnberg unsicher machten, als Unterschlupf.

„Gib's auf, Henning!“ winkte der Mann ab, der auf dem umgestürzten Korb eines danebenliegenden zertrümmerten Weinballons hockte. „Das wär zuviel verlangt. Oder hättest du Lust, schon in aller Frühe aufreibende Dispute zu führen, wenn du die ganze Nacht zuvor im ‚Schwarzen Adler‘ durchgezecht hast?“

Henning steckte die schmerzenden Hände in die Taschen, stieß einen Fluch aus und blieb vor seinem Bürgermeister, dem Gesandten der Stadt Magdeburg an den Kaiserlichen Hof zu Wien, Otto Gericke, stehen.

„Schufte, die!“ schimpfte Henning und spuckte wütend aus. „Die Zeiten sind doch wohl vorbei . . . Es ist doch kein Krieg mehr im Land!“

„Vielleicht klärst du die Herren Wegelagerer mal darüber auf. Die wissen anscheinend nicht, daß wir uns bereits im Jahre 1649 befinden und im vorigen Jahr der Westfälische Friede geschlossen wurde.“ Gericke lächelte. „Ein Ratschlag dafür, wie man sich in dämrigen Kellern als Gefangene irgendwelchen Raubgesindels zu benehmen hat, stand wohl in deinem Buch für musterhafte Conduite nicht verzeichnet, hm?“

Henning winkte verstimmt ab. Im Hofe bellten die Doggen, sonst war

es still. „In der Nacht haben sie's nicht toll genug treiben können, und jetzt schläft die ganze Brut!“ Henning ging in dem bis auf einen schmalen Durchgang mit Kisten, Körben und Gerümpel, aber auch mit Büchern, Gemälden und Plastiken gefüllten Raum hin und her. „Immenschneider, Stiefelschmierer, Knollfinken . . . diese Kujone!“ schimpfte er vor sich hin. – Er war noch nie in seinem Leben auf eine so große Reise gegangen. Nur geträumt hatte er immer davon. Als sich Gelegenheit bot, den Bürgermeister auf seiner Gesandtschaftsreise nach Wien zu begleiten, hatten ihn weder sein Weib, eine geborene Keilholz, noch die Nachbarn davon abhalten können, der Heimat auf unbestimmte Zeit den Rücken zu wenden.

„So du daheim in der Schwerdtfegerstraße verblieben wärest, würdest du jetzt vermutlich gerade ins Bauamt am Alten Markt hinübergehen“, sagte Gericke, „fändest einen Stoß mit Akten vor und ein volles Glas Tinte. Ein paar Stunden später wartete Frau Christine mit einer Schüssel Klöße und einem Krug mit braunem Bier auf dich. Dazu die Kinder und im Hof das Hühnervolk . . .“

„Tinte, Klöße, Akten – jeden Tag akkurat derselbe Trott“, sagte Henning und vollführte eine unwillige Bewegung mit dem Kopf. „Akten, Klöße, Tinte . . .!“

„Ist dir das nun lieber – die Karosse und die Schlaglöcher, Handgemenge mit betrunkenen Rowdies, der Rattenkeller hier und die Aussicht auf wochenlange Schinderei“, sprach Gericke seine Gedanken unbeirrt weiter aus, um zu prüfen, aus welchem Holz der Mann da vor ihm war. Er hatte ihn vor sechzehn, siebzehn Jahren kennengelernt. Seitdem verband sie eine aufrichtige Freundschaft.

Henning sah auf. „Alles zu seiner Zeit“, sagte er dann. Und Gericke entging nicht der Glanz im Blick des Freundes, der ihm verriet, daß es nicht Verzweiflung, sondern Wut war, die ihn so ungeduldig machte. Das beruhigte ihn.

„Darum brauchen wir dich nicht mitzuschicken, daß du dich mit einsperren läßt, werden sie sagen“, stieß Henning jetzt hervor, ging zur Tür und paukte erneut auf den eichenen Bohlen herum.

„He, aufmachen, ihr Bärenhäuter!“ rief er dann, weil er sich verpflichtet fühlte, Rat zu schaffen.

„Man soll sich nur strapazieren, wenn es sinnvoll ist“, belehrte ihn Gericke, der im Zwielicht eines winzigen Fensters zwischen den verwahrlosten Kunstwerken herumstöberte.

Henning wunderte sich über die Gelassenheit des Mannes, der sonst keine Minute Zeit vergeudete und dessen Rührigkeit wie eingefroren schien. Als er einmal bemerkte, wie er sich mit einem mühsam unterdrückten Seufzer die Seite hielt, machte er sich ernstlich Gedanken.

„Konstantinopel, Hafenpartie“, las Gericke indes und zog eines der größten Gemälde dichter zu sich heran. „Schau her, Henning, der ganze Hafen von Konstantinopel liegt zu deinen Füßen . . . ein schönes Bild . . . viel zu schade eigentlich zum Vermodern.“

„Die Besitzer haben sie vertrieben, und diese Mordbrenner verstehen doch nichts von Kunst . . .“

„Sag das nicht! Stell dir mal den jungen Dachs im nüchternen Zustand vor. Der hat an sich ein aufgewecktes, feines Gesicht!“

„Der Lümmel in der Uniform eines französischen Dragoneroffiziers?“ brauste Henning gleich auf. „Möchte wissen, wieso sich die alten Hauden gen ausgerechnet von dem kommandieren lassen!“

„Kannst sie ja nachher mal fragen.“

„Wenn sie uns überhaupt wieder rauslassen. – Der Oberhalunke ist doch höchstens zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahre . . .“

„Ein kurioser Haufen übrigens. Der mit der Augenklappe scheint seine rechte Hand zu sein. Daniel haben die anderen das Unikum von einem Kerl gerufen.“

„Und der Junge läßt sich tatsächlich ‚Herr Obriste‘ titulieren . . . Infame Bagage . . .“

Gericke betrachtete noch immer das Gemälde. „Mein Vater hat mir öfter von Konstantinopel erzählt“, erklärte er sein auffälliges Interesse an dem Bild. „Ist ein ansehnliches Stück herumgekommen in der Welt, der gute Alte . . . Kopenhagen, Stockholm, Petersburg, Moskau . . .“

„Bis Moskau sogar?“

„Nun, ja, als Hofjunker beim polnischen König gehörten alle diese Reisen zu seinen wichtigsten Obliegenheiten. Du hättest seine Sammlungen sehen sollen. Münzen und Schnitzereien, Urkunden, Goldschmiedarbeiten aus aller Herren Länder . . . Einunddreißig ist alles verbrannt.“ Er blickte versunken auf das Bild vor sich, das ihm ein Stück Jugendzeit in die Erinnerung zurückrief.

Henning wußte nicht allzuviel von dieser Jugend. Gericke sprach nicht oft darüber. Es war ihm wohl bekannt, daß er schon in Magdeburg geboren worden war, daß er väterlicher- wie mütterlicherseits altangesehenen Geschlechtern entstammte, die mit vielen Magdeburger Patrizierfamilien versippt waren. Viel mehr wußte er nicht. Jetzt bot sich endlich einmal Zeit und Gelegenheit, ihn danach zu fragen.

Während Gericke sorgfältig Bild um Bild durchging und es dabei von Staub und Spinnengeweben säuberte, erzählte er in knappen Sätzen von früher. Er sprach von der liebenden Fürsorge der Eltern und von so manchen großen und kleinen Abenteuern an Elbe und Wällen vor den Toren der Stadt. Jener Stadt, die damals noch als Hort evangelischer Freiheit galt und unter der Bezeichnung „unseres Herrgotts Kanzlei“ großes Ansehen genoß. Er erinnerte an das prunkhafte Leben der Magdeburger von einst, das der Rat durch Gesetze gegen den Kleiderluxus vergeblich zu steuern trachtete. Und er zog auch Vergleiche zu der Armut der Gegenwart. — Die Stadtschule, berichtete er weiter, habe er als Sohn einer der reichsten Magdeburger Familien nicht zu besuchen brauchen. Vielmehr sei er von seinen Eltern zu aller Gottesfurcht und christlichen Tugend erzogen und durch Hauslehrer zum Studieren angehalten. Er erzählte auch von den Universitätsjahren als Vierzehnjähriger in Leipzig und von seinen Philosophiestudien. Er kam auch auf die Fortsetzung seiner akademischen Ausbildung in Helmstedt und Jena zu sprechen, wo er die Rechtswissenschaften studierte.

Henning hörte ihm aufmerksam zu, ohne indes die Feuchtigkeit zu übersehen, die zuweilen des Bürgermeisters hohe Stirn bedeckte. Henning sorgte sich. An der Donau sollte, dem Vernehmen nach, die Pest ausgebrochen sein. Sie aber wollten mit dem Schiff nach Wien, wo es beim

Kaiser die Durchführung der in Osnabrück für Magdeburg bescheinigten Rechte zu erwirken galt. Otto, sein Sohn, erwartete sie schon dort. – Später war noch von Leyden, der alten, holländischen Universitätsstadt, die Rede, der Gericke seine englischen und französischen Sprachkenntnisse und sein Studium in Physik, Mathematik und Mechanik verdankte.

„Was ich dich schon lange einmal fragen wollte“, unterbrach ihn Henning an dieser Stelle, „wieso hast du es nicht zum Erwerb akademischer Würden gebracht – zum Professor . . .?“

Gericke machte sich gerade. „Wozu? – Ist der Titel wichtig oder das, was einer kann?“

Auf dem Hofe wieherten Pferde; man hörte, wenn auch gedämpft, das Rasseln von Ketten und einzelne Zurufe. Endlich kam Leben in den Bau. Henning, der sich einen Augenblick lang ablenken ließ, erwiderte, daß er leider nur schon zu oft festgestellt habe, wie sehr man allenthalben auf Äußerlichkeiten sähe. Gericke mußte ihm beipflichten. Er äußerte seine Vermutung, daß es in erster Linie wohl denen um den Grad eines Doktors oder Magisters ging, die geringer Herkunft wären und einer Empfehlung für den Aufstieg in eine angesehene Klasse bedurften.

„Demnach konntest du von vornherein darauf verzichten; Sproß so altangesehener Familien . . . Ein Gericke und Enkel der Alemanns . . . Zugehöriger vornehmer Ratsgeschlechter. Ist ja anders, als wenn irgendein einfacher Handwerkersohn darauf bedacht war, zu Rang und Würden zu gelangen.“

„Nun ja, so einem bliebe nur noch der Nachweis seiner kriegerischen Tapferkeit, der Schwertadel allenfalls . . .“

Sie schwiegen wieder, weil nun auch im Hausflur Stimmen vernehmbar waren. Als wieder alles still wurde, sprach Gericke von seinen Reisen nach England und Frankreich, die den jungen Leuten seines Standes die nötige Weltgewandtheit zu vermitteln hatte. Von diesen Auslandsreisen zurückgekehrt, habe er sich, so berichtete er weiter, dem Ratskollegium zur Verfügung gestellt.

„Rückte Wallenstein nicht bald danach in das Gebiet des Erzstiftes ein?“ wollte Henning wissen.

„Neunundzwanzig“, bestätigte Gericke, „damals begann das Unheil schon. Ich bekam seinerzeit bereits die Aufsicht über die Festungsanlagen, das Zeughaus und die Munitionsvorräte.“ Sein Gesicht verfinsterte sich, und wie er mit der Hand über eins der Bilder wischte, hielt er plötzlich inne und beugte sich zum Winkel des Rahmens hinab. „Eine Kreuzspinne“, sagte er freudig-überrascht und lehnte das Bild behutsam gegen die Wand. „Nun sieh dir das Kunstwerk von einem Netz an . . .“ Er wollte noch mehr sagen, aber plötzlich hörten sie Schritte im Gang. Henning war mit einem Satz an der Tür, und als sie geöffnet wurde, überschüttete er den Eintretenden mit Fragen und Beschuldigungen. – Wenig später begleitete sie der Einäugige, ein widerwärtiges, bärtiges Galgenvogelgesicht, zum Verhör auf den Hof des Herrnsitzes, wo der Obrist schon auf sie wartete. Ob er sie jetzt endlich ihres Weges ziehen ließe, wollte Gericke am Ende eines fruchtlos verlaufenen Disputs wissen. Das Galgenvogelgesicht grinste und wollte eben einem der herumstehenden Kerle ein Zeichen geben, die Gefangenen wieder abzuführen, als Henning einen Schritt nach vorn tat. „Dann gebt mir wenigstens Gelegenheit, um unsere Freiheit zu kämpfen!“ bekehrte er, an den Anführer gewandt, auf und verlangte, mit dem Tapfersten von ihnen den Degen zu kreuzen. „Dummkopf!“ knurrte der Alte mit verächtlichem Blick, während sich der Obrist mit einer der hochbeinigen eng-



lischen Doggen balgte. – „Der Kerl ist wahnsinnig!“ höhnte einer der Banditen, der auf der Treppe saß und ein kostbares Madonnenbild zu Brennholz zerhackte. – Henning stritt mit ihm; es gab ein großes Hallo. Im Hof standen Planwagen, Karossen und Karren bunt durcheinander. Dazwischen lagerte Diebesgesindel. Federvieh hockte auf Stangen und Deichseln, und in den Ställen stampften die Pferde. Gericke hielt Ausschau nach seinem Wagen. Sein Kutscher hatte rechtzeitig die Flucht ergriffen. Ihnen blieb nichts weiter übrig, als einen Vergleich mit den Kerlen zu schließen, die sich offenbar als Herren des Landes fühlten. Da das verlangte Lösegeld nicht sogleich aufzutreiben war, mußten sie auf einen Ausweg sinnen. Schließlich verlangte Gericke von dem hochnäsigen Obristen sehr energisch die Herausgabe seines wertvollen Gepäcks.

„Es muß wahrlich übel um die stolze Stadt an der Elbe bestellt sein, wenn Er das bißchen Gelumpe, die paar Röcke, die schäbigen Beinkleider und was sonst noch zu seinem fürstlichen Gepäck gehört, als wertvoll bezeichnet“, machte sich der Obrist lustig. Er trug ein Spitzenjabot auf dem Waffenrock, einen grauen, fransenverzierten Umhang, unter dem der Degen hervorsah, und lange Stulpenstiefel. Das Gesicht verriet Intelligenz. Und obgleich seine Augen kalt und rabiat dreinzuschauen sich bemühten, vermochten sie einen Menschenkenner wie Gericke doch nicht darüber hinwegzutäuschen, daß in der Tiefe seines Wesens ein guter Kern verborgen war.

Daniel wartete voller Ungeduld auf ein Zeichen des Obristen, die Gefangenen in gewohnter Weise federn lassen zu dürfen. Doch der Wink des Obristen blieb aus.

Auf Gerickes Richtigstellung hin, es handele sich weniger um die Kleidungsstücke als um das wissenschaftliche Gerät, was das Gepäck so wertvoll mache, stutzte er sogar. „Wissenschaftliches Gerät? – Ich denke, Er ist Diplomat?“

Gericke erklärte ihm, daß er beides, Diplomat und Physiker, sei. Es erfüllte ihn plötzlich mit einem leisen Hoffnungsschimmer, als sich in den Zügen des Rebellen Anteilnahme widerspiegelte. – „Hast du ihm

irgendwelches wissenschaftliches Gerät abgenommen?“ wandte sich der Anführer an den Alten mit der Augenklappe.

Der bestritt es zunächst. Hinterher gab er aber zu, daß er eine Kiste mit nichtssagendem Blech- und Glasgerümpel am Teich hinter dem Garten habe leermachen lassen, um einen Behälter für Pferdefutter zu gewinnen.

Gericke und Henning wechselten einen überraschten Blick. Die in langen Jahren emsigen Grübelns und Experimentierens konstruierten Apparate Opfer des Unverständes einer betrunkenen Bande . . . Während man sich auf Verlangen des Obristen dabeimachte, das „nichtsnutzige Gerümpel“ zusammenzusuchen, litt Gericke mehr als bei dem Überfall, im Keller oder bei dem überstandenen Verhör. – Um während der Dauer seiner Abwesenheit von Magdeburg nicht auf die ihm liebgewordene und mit Leidenschaft betriebene Freizeitbeschäftigung verzichten zu müssen, hatte er sich zur Mitnahme der hauptsächlichsten Instrumente entschlossen. Schließlich hatte er auch gehofft, unterwegs Menschen zu begegnen, denen er seine Versuche vorführen konnte. Es ging ihm darum, Ansichten über das Erreichte zu hören und für das vorläufig noch Unerforschte neue Anregungen zu gewinnen. In Magdeburg selbst hatte er bisher niemanden gefunden, mit dem er in ein wissenschaftliches Gespräch hätte eintreten können. So bot ihm nur der Briefwechsel mit einigen weit entfernt wohnhaften Wissenschaftlern Gelegenheit zu einem fruchtbaren Meinungsaustausch. – Wie zum Hohn hatte ihn das Schicksal auf seiner Suche nach verständnisvollen, dem Fortschritt zugewandter Menschen nun an ein Gesindel geraten lassen, das seine wertvollen Apparate kurzerhand auf den Müll warf. Gericke verspürte weder Hunger noch Durst. Er hatte auch keine Angst um sein Leben. Seine einzige Sorge galt den Instrumenten. In diesen Minuten der Ungewißheit stand er wahre Höllenqualen aus.

Endlich brachten einige mit vorsintflutlichen Kleidungsstücken herausstaffierte Kerle unter dem Gelächter der übrigen Röhren und Gefäße herangeschleppt. Sie waren schmutzig und zum Teil auch schon lädiert. Gericke nahm sie dessenungeachtet in Empfang wie ein Vater seine schon verloren geglaubten Kinder. Obschon Henning sehr gut wußte,

wie sehr ihm das alles am Herzen lag, erfüllte es ihn mit Ergriffenheit, zu sehen, mit welcher Sorgfalt Gericke die Sachen säuberte, ohne sich um das Gespött der Umstehenden zu kümmern. – Ein Schulbeispiel für alles Neue, Ungewöhnliche und von der Menge nicht Begreifbare in der Welt, dachte Henning, während er dem Freunde zur Hand ging, die Gerätschaften zu überprüfen. Er kannte jeden Handgriff, denn er hatte oft genug schon mitgeholfen, die Versuche anzuordnen. Nachdem Gericke die Pumpe konstruiert hatte, war er durch die Erfahrungen mit den Fässern und später mit der metallenen Hohlkugel zu ganz neuen Erkenntnissen über das Verhalten der Luft gegenüber leeren Räumen gekommen. Eine Fülle von neuen Ideen zur Auswertung der bisher unbekanntem Kräfte befanden sich bereits im Stadium der Reife. Henning wußte davon, und es fiel ihm deshalb auch nicht schwer, zu erraten, worin jetzt Gericke's Absicht bestand. Nur ob es ihm gelingen würde, allein mit den Experimenten ihrer beider Freiheit zu erkaufen, erschien ihm zweifelhaft.

„Was soll der Unfug?“ fing Daniel auch prompt an zu schimpfen und stieß mit dem Fuß nach den Instrumenten. „Schwarze Magie – Larifari – Teufelei . . . was sonst?“

„Laß sein!“ befahl der Obrist zur allgemeinen Verwunderung und schob ihn beiseite. Und an Gericke gewandt: „Führt mir Eure Wissenschaft vor, doch sagt mir noch, worin sie eigentlich besteht.“

„Im Nachweis darüber, daß der horror vacui eine Ausgeburt engstirniger Stubengelehrter ist!“

„Schmeiß ihn samt dem Krempel in den Teich!“ rief Daniel dazwischen, während die Umstehenden randalierten.

„Bringt dem Doktor einen Schemel!“ schrie der Obrist sie an. Er sah, daß sich Gericke mit einem Ärmel über die feuchte Stirn wischte. Und dann sagte er mit einem lauernden Unterton in der Stimme: „Giordano Bruno mußte wegen seiner ketzerischen Meinung über Gott und das All den Dominikanerorden verlassen. Als er in die Hände der Inquisition geriet, erlitt er auf dem Campo di Fiore von Rom den Feuertod!“

„Den Feuertod!“ echote das Galgenvogelgesicht und stierte Henning dabei grimassenschneidend an.

Gericke horchte auf. Also hatte er sich doch nicht getäuscht. Der Obrist war kein Dummkopf, und die Wissenschaft schien ihm nicht gleichgültig zu sein. Zumindest nahm er Anteil an den umstrittenen Fragen der Zeit.

„Ich meine, das müßte Euch zu denken geben. Es müßte Euch eigentlich davon abhalten, den verzwickten Problemen der Naturwissenschaft zu Leibe zu rücken!“

„Es spornt mich eher dazu an, meine Bemühungen mit um so größerer Energie fortzusetzen! – Unverstand und Dummheit sind freilich groß; mein Glaube an die Macht des Geistes ist größer!“

Der Obrist sah erstaunt auf. Die Worte des spitzbärtigen Mannes gingen ihm nah und zwangen ihn, sich darauf zu besinnen, daß er sein Leben nach einem ähnlichen Grundsatz einzurichten getrachtet hatte.

„Papperlapapp!“ winkte Daniel ab. „Was soll das gelehrte Geschwätz. Recht hat, wer stark ist. Was ist schon der Geist . . . Stark in den Fäusten muß einer sein . . . Alles andere gilt nicht in dieser Zeit.“ – Er lachte, daß es über den großen, verwahrlosten Hof hallte.

Der Obrist verzog keine Miene. Er war seinem Grundsatz untreu geworden. Der Krieg hatte seinem mathematischen Studium ein vorzeitiges Ende bereitet und der plötzliche Tod der Eltern ihn des nötigen Haltes beraubt. Frankreich hatte Söldner gebraucht. Er hatte sich damals aus Lust am Abenteuer gemeldet. Als die Franzosen deutsches Land in Beschlag genommen hatten und der Krieg zu Ende war, schämte er sich, in die Heimat zurückzukehren. Mit einem Haufen „stellungslos“ gewordener Landsknechte durchstreifte er nun das Land. In der Ungebundenheit hoffte er, Befriedigung zu finden. – In der Gegenwart des Mannes, den er gefangenhielt, spürte er, daß er sich betrog und daß das, was er für Freiheit hielt, Betäubung war. Frei war der Magdeburger da vor ihm, weil sein Glaube an den Fortschritt ihn von jeder Angst befreite. Sogar von der Angst um das eigene Leben.

Otto Gericke und sein Freund Henning kümmerten sich nicht um ihre Umgebung. Sie hatten alle Hände voll mit den Instrumenten zu tun.

Nach einigem erfolglosen Suchen brachte man schließlich auch noch die fehlenden Rezipienten und die Verbindungshähne angeschleppt. Bis auf

den Dreifuß für die eigens zum Mitnehmen auf Reisen hergestellte Spezialpumpe war alles beieinander. Doch auch der Dreifuß fand sich an. Er hatte solange über einem Lagerfeuer gestanden und einer der Frauen als Aufhängevorrichtung für einen Suppentopf gedient.

Daniel umschlich die rätselhaften Geräte wie ein Hund den neuen Freßnapf. Er ließ ein paar hämische Bemerkungen fallen und trieb, als ihm die Vorbereitungen zu lange dauerten, mit mächtigem Stimmaufwand zur Eile. Die anderen ergingen sich in den absonderlichsten Vermutungen über den vermeintlichen Sinn der geplanten Vorführungen.

Gericke hatte inzwischen den Dreifuß zurechtgestellt und auf seinem oberen eisernen Ring ein kupfernes, trichterförmiges Gefäß befestigt. Henning füllte es nun mit Wasser, um dadurch den Zutritt von Außenluft in das Ventil zu verhindern. Mitten zwischen den Füßen des Gestells hing eine Art Stiefel herab, dessen oberes Ende mit der luftleer zu machenden kupfernen Hohlkugel in Verbindung stand. Der größere, nach unten gekehrte Teil des Stiefelrohres, aus welchem beim Öffnen eines Hahnes die zu entfernende Luft entwich, steckte gleichfalls in einem mit Wasser gefüllten trichterförmigen Gefäß. Mit dem Ende der Kolbenstange stand ein Hebel in Verbindung, mit dessen Hilfe der Pumpenstempel auf und ab bewegt werden konnte.

„Wie nennt Ihr das Gerät?“ fragte der Obrist noch einen Schritt näher-tretend, während zwölf oder fünfzehn Augenpaare unverwandt auf die Instrumente aus Glas und Metall starrten.

„Das ist meine Pumpe.“

„Wer hat Euch gesagt, wie man zu einer solchen Pumpe kommt? – Wer verfertigt Pumpen solcher Art?“

„Niemand.“

„Woher habt Ihr sie?“

„Ich habe sie mir selbst gebaut“, antwortete Gericke. Er vermerkte nicht ohne Genugtuung, wie sein Gegenüber erst ihn und dann das Gerät ungläubig betrachtete. „Ein paar tüchtige Handwerker haben mir freilich geholfen, die Ausführung zu bewerkstelligen. Bis auf die Ventile . . . die habe ich allein zusammengebastelt.“



„Allein?“ – Und auf die Schmiedearbeiten verweisend fügte er hinzu:
„Es ist alles wie für die Ewigkeit gemacht . . . gibt es denn keine Feinmechaniker in Magdeburg?“

„Wo denkt Ihr hin?“ lächelte Henning, „wir sind nicht in Italien . . .“

„Aber es wäre von rechtem Nutzen für Euch, wenn Ihr wüßtet, wie es dort zugeht . . . an der *Academica del Cimento* zu Florenz, beispielsweise . . .“

„Ihr kennt Florenz?“ fragte Gericke interessiert.

„Ich nicht, ein Bruder von mir“, log der Obrist, um sich nicht zu ver-raten. „Dem Vernehmen nach experimentiert man dort auch mit der Luft. Nicht einer allein – viele, alle Mitglieder der Akademie gemein-sam . . .“

Gericke hatte schon durch Zufall davon erfahren. Glücklicher Toricelli, dem die ganze Akademie mit ihren Büchern und technischen Hilfsmitteln, mit ihren Magistern und ihrem finanziellen Reichtum bei seinen For-schungen zur Verfügung stand.

„Hierzulanden wird einer von seinen eigenen Landsleuten schikaniert und an Gesundheit und Leben bedroht, wenn man ihn mit wissenschaft-lichen Instrumenten auf der Landstraße antrifft“, erboste sich Henning. Er sah den Obristen vorwurfsvoll an.

„Wahrhaftig, solide Kupferschmiedearbeit!“ staunte der und hob eine Hohlkugel von der Erde auf, ohne sich um Hennings Empörung zu kümmern.

Die Umstehenden grinsten. Neugier und Mißtrauen gaben sich auf ihren von Durchtriebenheit gekennzeichneten Gesichtern ein Stelldichein.

„Nun, was ist?“ begann der Einäugige im Auftrage der Meute laut zu pöbeln, Gericke schob den Ventilstutzen des Metallrezipienten über den Pumpenhals und traf Anstalten, den großen Hebel zu betätigen. „Mag der Zauber seinen Anfang nehmen, bevor mir die Galle überläuft.“

„Ich fürchte, seine Großmüligkeit wird Ihm dann vergehen!“ rächte sich Henning für das anmaßende Verhalten des Großen und griff nun auch seinerseits zur Pumpenstange. – Daraufhin erhob sich von allen

Seiten erneutes Geschrei und Gekeif. Man schloß den Kreis um die Gefangenen enger. Es entstand Gemurr gegen den Obristen, der sich auf einen langen Disput einließ, statt für ein allgemeines Gaudium zu sorgen. – Wieder und wieder senkte sich der Pumpenschwengel und wurde von beiden Männern gegen den sich allmählich versteifenden Widerstand, den die Luft der Saugwirkung des Kolbens entgegengesetzte, hochgezogen.

Gericke sah auf und blickte in die von Alkohol und Übermut erhitzten Gesichter. Er vernahm ihren Atem, den Geruch von Schweiß, Schnaps und stickiger Herbergsluft. Metall rieb sich an Metall, es gab ein zischen- des Geräusch.

„Obrist, die Leute wollen ihren Spaß!“ legte sich der Einäugige noch einmal ins Zeug.

Sollen sie haben, dachte Henning bei sich, während der Obrist unwillig den Kopf schüttelte. – Da knallte es auch schon wie von einer Ladung explodierenden Pulvers. Und so, als ob jeder einzelne der Umstehenden sie auf sich persönlich abgeschossen betrachtete, prallten sie um Meter zurück – schreckensbleich und stumm wie die Fische. Vor allen Dingen Daniel schien um einen Kopf kleiner geworden zu sein. Er starrte gebannt auf die wie von Geisterhand plattgedrückte Kugel.

„Warum so konsterniert, Euer Durchlaucht?“ fragte Henning lächelnd, als er sah, daß Daniel – noch immer außer sich vor Erstaunen über das Erlebte – Mühe hatte, den Mund wieder zuzubekommen. Einige von den Umstehenden bekreuzigten sich. Zwei, drei andere nahmen Hals über Kopf Reißaus. Die übrigen steckten die Köpfe zusammen und blickten mit vor Verblüffung geweiteten Augen zu Gericke hin. Der reichte das zerknitterte Metall dem Obristen und wies Henning an, ein beständiges Vakuum vorzubereiten.

„Bei Gott, ich würde meinen, Ihr verstündet etwas von der Hexerei, wenn ich nicht wüßte, daß alles Geschehen in der Natur bestimmten Gesetzen folgt!“ äußerte der Bandenführer mit unsicherem Lächeln. „Doch sagt an, wie hab ich mir den Vorgang zu erklären? Die Luft . . . und ganz stabiles Kupferblech . . . eine unversehrt gewesene Kugel . . . der Knall . . .?“

Während Gericke dem Obristen zuvor erklärte, wie unendlich viel Kleinigkeiten es zu ergründen galt und wieviel Kopfzerbrechen ihm das ganze Problem bisher schon bereitet hatte, achtete Henning auf die Männer, die an der Treppe des Hauses dicht beieinander standen. Sie waren ratlos und machten lange Gesichter. Auch in Magdeburg hatte der Versuch, dessen Ergebnis das erstmal selbst für Gericke völlig neu und unvorhergesehen gewesen war, größte Verblüffung ausgelöst. So durchschlagend wie hier war die Wirkung jedoch noch nie gewesen.

„Der Knall folgte augenblicklich der Leere“, gab Gericke sein „Geheimnis“ preis.

„Also läßt sich das Vakuum eben doch nicht beständig erhalten“, folgte der „verkrachte“ Mathematikstudent.

„Doch, aber nur unter der Voraussetzung, daß der Rezipient stabil genug und völlig rund ist. Jede noch so geringe Abweichung von der absoluten Kugelform hat die Zertrümmerung des Körpers zur Folge.“

„Und das bewirkt allein die Außenluft mit ihrem Druck?“

„Was sonst? – Die Luft wiegt etwas, also kann sie auch Kräfte entfalten . . .“

„Zerstörende Kräfte, wie Euer Beispiel zeigt“, wandte der Obrist ein.

„Das kommt auf uns selber an. Alles kommt auf uns selber an!“

Der Obrist wußte, daß von Naturkräften die Rede war; dennoch bezog er Gericke's Äußerung sofort auch auf sein eigenes Leben. Es beschämte ihn, daß er seine geistigen Fähigkeiten mißbrauchte.

„Die Natur ist weder gut noch böse“, sagte Gericke, „wie sich ihre Eigenschaften in dem einen oder anderen Falle äußern, hängt von uns ab.“

„So wollt Ihr Euch mit dem Erreichten nicht zufrieden geben?“

Gericke schüttelte entschieden den Kopf. „Man bohrt doch auch kein Brunnenloch, um es wieder zuzuschütten, wenn das erste Wasser trübe ist!“

Der Obrist schwieg. Die Dogge drängte sich an ihn heran. Tauben kreisten um den Giebel. Es duftete nach bratendem Fleisch, das man in Gestalt eines geschlachteten Ochsen über einem Feuer am Spieße drehte.

„Stellt Euch eine Kugel vor“, erklärte Gericke sodann, „eine Kugel aus Metall, viel größer als diese, innen hohl und haargenau in der Mitte halbiert. Beide Hälften zusammengefügt und lufttlenau, müßten, meine ich, allen Gewalten zum Trotz untrennbar sein . . .“

„Ohne Schrauben?“

„Ei freilich – der Luftdruck ersetzt sie doch. Auch der schwankende Luftdruck um uns, in echter Weise ausgenutzt, könnte mancherlei Vorteil mit sich bringen.“

„Ihr seid ein Genie!“

„Ein Hexenmeister“, wagte Daniel kopfschüttelnd festzustellen, wobei er die Augenklappe hochschob, um den Magdeburger besser sehen zu können. „Ein vortrefflicher, verehrungswürdiger Hexenmeister . . .“

Einige von den Männern auf der Treppe nickten zustimmend.

„Seht ihn euch an, ihr Stieghupfer“, forderte der Obrist sie daraufhin auf, ihr werdet kaum je wieder einen so außerordentlichen Mann zu Gesicht bekommen.“ – Daniel fühlte sich zurückgesetzt, aber er ließ es sich nicht anmerken. „Ihr seid meine Gäste“, fügte der Obrist sodann hinzu.

„Also gewährt Ihr uns freien Abzug“, zögerte Henning nicht, ihn an seine Pflicht und Schuldigkeit zu erinnern.

Der Obrist bestätigte es ihnen nach einem Moment der Unschlüssigkeit und wies einen Knecht an, die Karosse vorzufahren. Doch im nächsten Satz bat er den Bürgermeister, ihm zuvor noch ein Experiment zu zeigen. „Haltet Eure Hand über den Verschlußhahn des Rezipienten“, forderte Gericke ihn auf, als Henning ein beständiges Vakuum erzeugt hatte.

Man wechselte stumme Blicke und halblaute Bemerkungen, denen Henning entnahm, daß die Männer über die Ursachen des rätselhaften Vorgangs noch immer sehr geteilter Meinung waren. Aberglauben und blinder Bibelgehorsam trübten ihnen den Blick für einen klaren Sachverhalt. Wie lange würde es dauern, bis jedermann die Naturgesetze als etwas Selbstverständliches betrachtete.

„Habt Obacht!“ sagte Gericke und öffnete das Ventil.

Im selben Augenblick fühlte sich der Obrist wie von einer unsichtbaren

Kraft gepackt und fortgerissen. Jedenfalls krachte seine Hand willenlos gegen die Pumpe, als sei sie gelähmt. „Donner und Doria!“ entfuhr es dem Obristen vor Überraschung. „Daß der Luft, unserer üblichen, gewöhnlichen Luft, solche Eigenschaften innewohnen. Es ist einem, als müsse man noch einmal anfangen, neu denken zu lernen . . .“

„Meint Ihr wirklich?“

Der Obrist schwieg erneut. Er fühlte Gerickes überlegenen Blick auf sich ruhen und empfand Unbehagen über das sinnlose Leben, das er führte. Daß er keine Aufgaben hatte und kein lohnendes Ziel vor Augen, plagte ihn, wie ihn zuvor nur der Anblick der von den Franzosen in Beschlag genommenen Heimatstadt geplagt hatte.

Während sich Henning dabeimachte, ihre Gerätschaften in der noch von Pferdefutter verunreinigten Kiste zu verstauen, fuhr am Fuße der Freitreppe schon die Karosse vor.

„Was soll ich Euch zum Abschied sagen, da ich mich tief in Eurer Schuld weiß?“ fragte der Obrist den Magdeburger Bürgermeister in dem ehrlichen Bemühen, begangenes Unrecht gutzumachen. „Kann ich Euch irgend etwas geben? Ringe und Geschmeide für Euer Weib daheim . . . flandrische Spitzen, Duftwasser aus Paris . . . eine wertvolle Pistole oder Geld . . . Sagt, was Ihr haben wollt . . .“

„Das Versprechen, daß Ihr Schluß macht mit diesem Leben, daß Ihr endlich begreift, wozu Euch Gott den Verstand gab“, entgegnete Gericke seinem unbeweglich dastehenden Gegenüber. Er nahm seinen Mantel von der Brüstung der Terrasse und ging an den verdutzt dastehenden Banditen vorbei auf seinen Wagen zu. Wenig später rollte die Kutsche zum Tor hinaus. —

„Der Herr Räuberhauptmann will, wie mir scheint, in Zukunft einen Säbel tragen“, rief Henning im Umdrehen vom Bock hinab.

„Wieso?“

„Den Degen hat er jedenfalls gerade eben abgeschnallt.“

Gericke lehnte sich in die Polster zurück. Er lächelte. Es war ihm zumute wie einem Krieger nach einer gewonnenen Schlacht. „Der Aufenthalt hat sich gelohnt!“ rief er zum Fenster hinaus.

„Wieviel hat's eingebracht?“ fragte Henning in der Meinung zurück, Gericke habe sich den Zeitverlust mit Geld aufwiegen lassen.

„Einen Menschen – einen jungen, beinah verloren gewesenen Menschen!“ erhielt er zur Antwort. – Am Fenster zog die Landschaft vorüber. Sonne spielte im Laubwerk graustämmiger Buchen und freundlicher Birken. Am Wege nickten Margueriten wie vom Schatten der Räder angerührt, die sich immer schneller vorwärts drehten . . . Wien entgegen.

*

Nachdem die drei „Historiker“ in ihren Forschungen bis hierher gekommen waren und nun Anstalten trafen, ein Bild von der Rückkehr ihres Helden aus der Kaiserstadt Wien zu entwerfen, machte Iska eine interessante Entdeckung.

Sie bestand in dem Nachweis, daß Gericke alle Niederschriften, die für die Veröffentlichung in einem späterhin erschienenen Buch bestimmt waren, in lateinischer Sprache abgefaßt hatte. – Harald hielt das zunächst für eine private Eigentümlichkeit des Bürgermeisters, vielleicht um sich dagegen zu schützen, daß seine sauer erarbeiteten Erkenntnisse gleich allen x-beliebigen Leuten verständlich waren. Aber dann nahm Rudi die Sache einmal gründlich unter die Lupe. Er stellte fest, daß er damit gerade das Gegenteil bezwecken wollte. Lateinisch war die Gelehrtensprache in allen Ländern Europas. Wer ernst genommen werden wollte, mußte sich lateinisch ausdrücken. Überhaupt wurden alle Schriftstücke und Urkunden von weitreichender Bedeutung nicht etwa in deutscher, sondern in lateinischer Sprache formuliert.

Auch der Friedensvertrag, der Anfang des Jahres 1649 rechtsgültig wurde, kann als Beispiel dafür gelten. Jener Vertrag also, der den dreißig unheilvollen Kriegsjahren ein ebenso unheilvolles Ende bereitete. Denn zur selben Zeit, da sich Deutschlands Nachbarn zu Nationalstaaten entwickelten, wurde damit die Zerrissenheit des Reiches vor aller Welt bestätigt.

Zweitausend einzelne Gebiete innerhalb der Reichsgrenzen erhielten absolute Selbständigkeit zugesprochen. Kleinstaaterei und Leibeigen-

schaft verhinderten die Bildung eines wirtschaftlich starken und politisch selbstbewußten Bürgertums. Es war zu schwach, um von der Feudalschicht persönliche Freiheit zu fordern, geschweige denn ein geeintes Reich. Während das Volk bitterste Not litt, lebte der Kaiser in Wien herrlich und in Freuden, wie Iska es am Ende ihrer Studien über diesen Punkt der Vergangenheit ausdrückte. Er kümmerte sich mehr um Gott als um die Welt. Es sei denn, sein Vorteil stand auf dem Spiel. Dann vergaß er allerdings vorübergehend auch den lieben Gott.

Ob es für diese Behauptung Beweise gäbe, hatte Rudi wissen wollen. Denn Rudi war in allen Dingen für Genauigkeit. Gericke habe es selbst erfahren müssen, hatte Iska geantwortet. Dann setzte sie sich in der Sofaecke zurecht, um es ihm an einem Beispiel zu erläutern.

Doch noch bevor sie den Mund auftat, kam Harald ihr mit einem anderen Beispiel zuvor. Und dann legte er zum allgemeinen Erstaunen eine Puppe auf den Tisch. Eine einfache, aus Lindenholz geschnitzte Puppe von der Größe einer Zigarre und nannte sie „Semper vivum“. (Auch wieder lateinisch.) Aus den beiden Heftpflasterstreifen, die seine linke Hand zierten, schlossen Iska und Rudi sehr richtig, daß er seine Schöpfung mit Blut und Wunden bezahlt hatte. Darum spotteten sie. (Aber nicht auf lateinisch.) – Dessen ungeachtet verriet ihnen Harald, daß „Semper vivum“ Wettermännchen heißt. Er fügte hinzu, daß das Wettermännchen ebenso eine Erfindung des Magdeburger Bürgermeisters sei wie die Luftpumpe. Ob das Wettermännchen so eine Art verbesserter Wetterhahn darstelle und den Wind anzeige, wollte Iska wissen. Harald lächelte. Und dann meinte er, der Triumph über ihre Ahnungslosigkeit sei ihm die paar Schrammen an den Fingern wert.

Sie einigten sich dann darauf, ihre Betrachtungen über Gerickes Rückkehr und alles, was damit zusammenhing, bei dem „Schmiedeeisernen“ auf dem Dach des Magdeburger Rathauses von damals zu beginnen . . .

Von der „Gerechtigkeit“ der locker sitzenden Taler

Der Wetterhahn auf dem Dach des Magdeburger Rathauses war voller Widersprüche. Nun ja – es war April, und im April haben es die Wetterhähne hier und anderswo nicht leicht. Da kommt in aller Herrgottsfrühe manchmal schon ein nasser Nordwind angepiffen, daß es nur so eine Art hat. Gegen Mittag säuselt ihnen ein lindes Lüftchen aus Italien um die rostigen Schwanzfedern. Nachmittags seift sie womöglich des Ostwinds wilde Meute mit einem Schneegestöber ein. Und abends, oder gar noch in der Nacht, orgelt es aus dem Westen los, daß selbst die stabilsten Handschmiedehähne Mühe haben, nicht von ihrem Richtungspfeil zu kippen. –

Der vom Rathausturm bekam den Wind aus erster Hand. Das verpflichtete; denn viele seiner Brüder und Vettern von den neugedeckten Dächern ringsum richteten sich nach ihm. Um so erstaunter war man aber, daß seine Angaben in letzter Zeit immer unzuverlässiger wurden, so daß die Hähne und die Menschen, die es sahen, die Köpfe schüttelten.

Am Nachmittag des 3. April im Jahre 1651 schüttelten Tausende von Magdeburgern darüber zugleich die Köpfe. Während ein unfreundlicher, von Graupelschauern begleiteter Nordwestwind über den Marktplatz strich, schaute der Hahn der Hähne unbeirrt nach Süd-Südost. Das fiel den Leuten auf. Sie wunderten sich darüber, stießen sich wohl auch gegenseitig an und machten ihre Glossen. „Er hat eben ausgedient, der gute Alte!“ sagten sie, „es wird Zeit, daß ein anderer ihn ablöst.“ Und: „Das Feuer vor zwanzig Jahren hat ihm den Verstand geschmort, so er überhaupt einen hat . . .“

Und weil die Leute sehr laut sprachen und manches drei-, viermal wiederholten, hatte es auch der alte Lieberenz verstanden, der seit dem

frühen Morgen auf der Treppe schräg gegenüber vom Rathauseingang saß. Er wartete — wie sie alle — auf die Ankunft des Bürgermeisters Gericke. Es ging ihm nahe, was die Leute sagten, denn der Hahn war sein Hahn, sein Gesellenstück sogar. Sein Meister hatte damals gemeint, daß er genauso lange seine Pflicht täte, bis sein Schöpfer in die Grube fahre. Das war nun runde sechzig Jahre her. Vor vier Jahren hatte er den Dienst bei Meister Albrecht quittieren müssen, weil die Beine und die Arme nicht mehr wollten. Seitdem wohnte er drüben in Sohlen, einem kleinen Dorf vor der Stadt, bei seiner Tochter. Er hatte gehofft, daß er sich allmählich wieder erholen würde. — Als er von des Bürgermeisters Heimkehr aus Wien hörte, war er hierher gekommen, um ihn zu sehen und — koste es was es wolle — auch zu sprechen. Es sollte ein Feiertag werden. Statt dessen saß er auf einer kalten, zugigen Treppe, starrte zu seinem Wetterhahn hinüber und dachte darüber nach, was die Leute sagten. Es stimmte ihn traurig. Und wie nun der Reisewagen endlich vorbeirrte, sah er kaum das Verdeck. Die Leute stießen ihn so heftig beiseite, daß er sich rasch in Sicherheit bringen mußte, um nicht in den Rinnstein zu stürzen.

Als sich die Menschen längst verlaufen hatten und die Empfangsfeierlichkeiten im Rathaus ihrem Höhepunkt entgegengingen, versuchte er es noch einmal. Auf seinem Krückstock gestützt, humpelte er über den Korridor bis vor den großen Saal und bat den Türschließer mehrfach um Einlaß. Vergeblich.

„Als ob der Herr Bürgermeister, so er in der ersten Stunde hier ist, nichts Wichtigeres zu tun vorhat, als sich mit so einem heruntergekommenen Erbsenzähler zu befassen“, sagte der Türschließer an den Stadtschreiber gewandt. Der Schreiber kam aus dem Saal und schleppte einen Stapel Akten in die Kanzlei.

Er schielte über seine Brillengläser hinweg und dachte sich sein Teil. Der Türschließer war ein Filou; wer ihn mit blanken Talern spickte, dem verschaffte er bei derartigen Feierlichkeiten auch ohne eine besondere Genehmigung Zutritt. Aber der Alte war ein armer Teufel und mochte mehr Hunger als Schlaf haben. Kein Wunder, daß er sich nicht erweichen ließ.

„Sieht gar übel mitgenommen aus, unser Bürgermeister“, sagte der Türschließer in dem Bestreben, den Schreiber in ein Gespräch zu ziehen.

„Alt geworden und hager – richtig leidend . . .“

„Solche Gesandtschaften zehren an der Gesundheit“, antwortete der andere. „Hier – vierhundertsechzig engbeschriebene Folioseiten an Konzepten, Briefen, Postskripten und Beilagen aus Wien . . . in achtzehn Monaten.“

„Und der Erfolg?“

Der Stadtschreiber zuckte mit den Schultern. Er spannte neugierige



Leute gern ein wenig auf die Folter. Zudem hielt er es nicht für unangebracht, dem Türschließer wieder einmal zu beweisen, daß er eben nur ein Türschließer war und im Grunde genommen einen recht untergeordneten Posten bekleidete. Er traf derartige Feststellungen stets mit großer Genugtuung, und wenn sie nur den Wert besaßen, seinem eigenen Selbstbewußtsein zu schmeicheln . . . – So schritt er, die Nase hoch erhoben und seine Akten fest unter den Arm geklemmt, an dem Türschließer vorüber, den Korridor entlang, schnurstraks in seine Kanzlei.

Vierhundertsechzig Folioseiten – geordnet, geheftet, registriert –, von ihm registriert. Er ließ den Stapel abgegriffener Papiere voller Behagen und mit vor Berufsstolz geschwellter Schreiberbrust durch Daumen und Zeigefinger blättern. Ein Stück Weltgeschichte ruhte darin. Gerickes Berichte aus Wien.

„. . . in dieser Woche ist's gar arg mit mir gewesen. Dieweilen ich mich innerlich so ausgetrocknet fühle und mich ein beständiger Seitenschmerz plagt, hat mir der Medikus etwas für die Leber verordnet. Es ist ihm fast so unbehaglich wie mir zumute, so sich der Zustand nicht ändern will . . .“

„. . . läßt es sich mit meiner Leibeskonstitution immer schlimmer als besser an, so daß ich nicht mehr eine viertel Stund still sitzen und konzipieren kann . . .“

„. . . was der eine Tag durch Arznei gutmacht, das macht der folgende durch Gram und Eifer wieder böse . . .“

„. . . kann den Zustand kaum noch ertragen, und so ich aushielte in der Fremde, würde ich zum Mörder an meinem eigenen Leibe werden . . .“

Der Stadtschreiber hielt mit Lesen inne. Er sah gedankenverloren zum Fenster hinaus, sah über die Dächer der neuerbauten Häuser hinweg, die Straße zur Elbe hinunter und die Brücke entlang, die von einem Ufer des Stromes zum andern führte . . . Gerickes Brücke. Der Rat der Stadt hatte ihn immer und immer wieder auszuhalten gebeten und ihm versichert, daß niemand sonst zur Botschaft in Wien imstande sei. Er hatte die Briefe selbst geschrieben, und der Herr Bürgermeister war wirklich geliebt.

„... ist der Reichshofrat am vergangenen Dienstag mit seinem Gutachten in unserer Angelegenheit fertig geworden. Der Sekretarius hatte es auf seinem Tische liegen, es waren wohl zehn Bogen. Weil es aber eine so weiltläufige schwere Sache sei, darum – so wurde mir bedeutet – hätte den Referenten davor gegraut und es so lange liegen lassen . . .“

Der Stadtschreiber nickte verständnisvoll. Auch im großen, schönen Wien kannte die Beamtschaft also auch kein besseres Mittel als dieses. Er mußte lächeln.

„... bin nun schon über ein Jahr in diplomatischer Mission hier und kann noch immer kein Ende der Verhandlungen absehen . . .“

„... habe nun ins sechste Jahr hintereinander mit Gesandtschaften gebracht . . . Alle meine Sorgen und Gedanken gehören diesem Unternehmen der Stadt, wohingegen alle meine eigenen Belange hintanstellen müssen . . .“

Er erinnerte sich recht gut, daß sich der Herr Bürgermeister mit Experimenten beschäftigte, deren Fortführung bei der angestregten diplomatischen Tätigkeit in Frage gestellt war. Gewiß, er verstand nicht allzuviel davon; aber wenn es stimmte, daß gelehrte Männer von überallher sich um die Bekanntschaft Gerickes bemühten, dann konnte man wohl die Unruhe, die ihn fern der Heimat plagte, nachfühlen.

Draußen schneite es in großen, wäßrigen Flocken, während die Knospen der Bäume schon grüne Spitzen schoben und an den Wällen vor der Stadt die ersten Veilchen blauten. – Auf dem Elbstrom trieben statt Schollen krustigen Eises wieder die Lastkähne, und über die Brücke rollten schwerbeladene Wagen. Händler und Kaufleute zogen wohl wie einst durch die Stadt, aber sie kehrten ihr immer bald wieder den Rücken. Die Armut war groß, das Ansehen gering. Glanz und Wohlstand von einst waren ebenso unwiederbringlich dahin wie die goldenen Zehndukatenstücke aus der Magdeburger Münze, darauf zu lesen war: „Möge Frieden sein in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen.“ – Kein Wunder, daß Gericke es maßlos schwer hatte, sich mit seinen Forderungen bei den Landesherrn Gehör zu verschaffen, die der Stadt lange genug ihre Macht und ihr Ansehen geneidet hatten. Die Kur-

fürstentümer Brandenburg, Sachsen und Bayern erstarkten zusehends, und eine Auflehnung gegen ihren Einfluß mußte wohl oder übel scheitern. Dem Stadtschreiber graute vor dem nächsten Gedanken. Des Kämmerers Keilholz Glaube an die Wiedererlangung der Unabhängigkeit der Stadt war zwar unerschütterlich; doch je länger er sich selbst mit der politischen Lage befaßte, um so weniger vermochte er diese Zuversicht zu teilen. Und wenn er über manches, was Gericke berichtet hatte, tiefer nachsann, konnte er sich nicht des Eindrucks erwehren, daß der Bürgermeister müde war, ein aussichtsloses Anliegen zu vertreten. Die Zeit der Stadtstaaten war vorbei.

„. . . so uns zu helfen imstande sind, denke ich an den Grafen Martinitz, Grafen Buchheim, Grafen Auersberg und an den Freiherrn Prickelmeyer. Ich habe sie in meine Gesuche eingeweiht und die Motive angeführt, die es jetzo der Kaiserlichen Majestät anheimstellen, eine Entscheidung zu fällen, dieweilen auch die kurbrandenburgischen Ansprüche zu betrachten sind . . .“, las der Schreiber.

„. . . das Vornehmste aber ist, daß Seine Kaiserliche Majestät nun selbst über alles unterrichtet wird. Am Donnerstag habe ich ihn wegen der großen Prozession, so wegen des großen Regens verschoben worden war, nicht aufsuchen können. Gestern ist Johannistag gewesen, wo sich Seine Kaiserliche Majestät im Garten ergehen. Heute früh ist die Kaiserliche Majestät mit Familie nach Schönbrunn hinaus in den Tiergarten gefahren und kommt vor Abend nicht wieder. Morgen ist Sonntag. Also geht die Zeit unter den Händen hin . . .“

Der schmalschultrige Mann schlug die Akten zu. In seinen Zügen nistete Bekümmernis. Auch Münster und Erfurt hatten um die Anerkennung als freie Reichsstädte gekämpft und – hatten den Kampf verloren. Freilich, zur selben Zeit hatte Lübeck die Reichsfreiheit mit allen ihren Vorrechten und Vergünstigungen erlangt. Und Magdeburg? Warum sollte es Magdeburg nicht gelingen, was Lübeck so rasch gelungen war. Magdeburg besaß Tradition, Magdeburg konnte sich auf die von Otto I. bereits vor 700 Jahren erteilten Privilegien berufen. Gericke erinnerte

fortwährend daran und bemühte sich mit Geschick, sie in vollem Umfange für die Stadt wiederzuerlangen. Warum versagte man der vom Kriege so schwer heimgesuchten Stadt die wohlbegründeten Rechte? – Der Stadtschreiber wußte die Antwort. Und doch wehrte er sich, sie als Erklärung für das Scheitern der bisherigen Bemühungen anzuerkennen. Er wollte nicht glauben, daß es so viel Ungerechtigkeit in der Welt gab. – Von den Domtürmen herab schlug es vier Uhr. Er verschloß die Papiere, nahm den großen Hut vom Haken an der Wand und verließ die Kanzlei.

„Es ist viel Prunk am kaiserlichen Hof“, hatte Gericke ihm vorhin bei der Begrüßung zugeflüstert, „viel Prunk und viel Verlogenheit . . .“

Er ging die Treppe hinunter, und als er auf dem langen Korridor im ersten Stock stehen blieb, hörte er im Sitzungssaal Beifall aufrauschen. Und er hörte die Stimme des Türschließers, der dem alten Lieberenz, auf dessen neuerliche Bitte, den Bürgermeister einmal sprechen zu dürfen, eine barsche Antwort gab. Der Alte kam ihm entgegengeschlürft und sah aus kranken Augen seltsam stumpf ins Leere.

„Wartet!“ sagte der Stadtschreiber und legte ihm im Vorübergehen die Hand auf die von Schnee und Nässe durchweichte Schulter. Lieberenz ging weiter; er hatte nichts gehört.

„Wißt Ihr, warum die Stadt Lübeck mehr Erfolg in Wien hatte als Magdeburg?“ wandte sich der Stadtschreiber sodann mit einer Frage an den Türschließer.

Der schüttelte den Kopf.

„Aus dem gleichen Grund, warum die Herren, denen die Taler lockerer sitzen als dem Alten dort, es bei Euch einfacher haben, zum Ziel zu kommen!“

Der Türschließer sah das vertrocknete Männlein erbost an. „Was soll das . . . was habe ich damit zu schaffen. Zuletzt hab ich noch schuld am Unglück unserer Stadt . . .“

„Es ergeht unserer Stadt wie dem Alten, den Ihr soeben abgewiesen habt . . .“

„Was redet Ihr für Unsinn!“

„Wie dem Alten, den Ihr abgewiesen habt“, beharrte der Schreiber, der nun mit bebenden Lippen ganz dicht vor dem Türschließer stand. „Lübeck hat die Kaiserlichen Räte bestochen und sich durch ein Geschenk von hunderttausend Gulden an den Kaiser selbst die Reichsfreiheit erkaufte . . . jawohl, erkaufte wider alle rechtlichen Grundsätze. Unsere Stadt ist eine arme, eine verschuldete Stadt, die sich das nicht leisten kann. So arm wie der Alte, den Ihr abgewiesen habt! Begreift Ihr nun, warum unser Bürgermeister unverrichteter Dinge zurückkehren mußte?“

Dem Türschließer war nicht wohl bei den Worten des Schreibers, der ihn mit seinen Blicken durchbohrte.

„So ist das mit dem Recht und der Gerechtigkeit. . . Was zetert Ihr darum, solange Ihr Euch selber täglich kaufen laßt!“

„Es muß wohl ein Irrer sein“, versuchte sich der Türschließer jetzt kleinlaut für sein Verhalten zu entschuldigen. „Das hier hat er mir gegeben und gesagt, der Herr Bürgermeister habe ihm vor seiner Abreise nach Wien den Auftrag dazu erteilt.“ Er streckte die Hand aus. Eine hölzerne Puppe lag darin. „Ich soll sie dem Herrn Bürgermeister geben, wenn er es nicht selbst tun dürfe“, lächelte der Türschließer geringschätzig. Dann fügte er hinzu: „Glaubt Ihr nun, daß es ein Wahnsinniger ist und daß ich richtig gehandelt habe?“

Der Stadtschreiber schwieg. Er sah auf die Puppe und dann auf die nasse Spur, die des Alten Schuhe auf dem steinernen Fußboden zurückgelassen hatte.

„Gebt her!“ sagte er dann, öffnete die Tür und betrat mit der hölzernen Figur den festlich geschmückten Saal. — Der Stadtkämmerer verlas gerade seinen Kassenbericht. Die Gesichter der Herren des Ratskollegiums blickten trübe drein. Nur Gerickes Augen leuchteten plötzlich voller Freude auf. Vor ihm lag die Puppe, sein *Semper vivum*, sein Wettermännchen. Er benötigte es zur Inbetriebnahme des Anemoskops, einer Art Barometer. Daß der alte Lieberenz ihn und den Auftrag nicht vergessen hatte, stimmte ihn froh. Jetzt fühlte er sich ganz zu Haus.

„Der gute Alte soll zu mir kommen!“ bat er den Stadtschreiber und

rückte einen freien Stuhl an seiner Seite zurecht. Dann begann die Feder in seiner Rechten einen mit Zahlen und Notizen halbvollgeschriebenen Bogen wie von selbst mit Skizzen zu bemalen. Ein Thermometer befand sich darunter, die Schwefelkugel und die geplante Verbesserung an seiner durch zwei Stockwerke reichenden Pumpe. Dazu eine Luftbüchse, zwei halbkugelartige Schalen und eine Röhre, die, wenn sie erst fertig war, von der Erde bis an das Dach seines Hauses reichen sollte. – Was war das für eine Unmenge neuer Aufgaben und unentschiedener Probleme, die nach seiner Stellungnahme förmlich schrien. Freilich, auch das Ratswesen verlangte viel Aufmerksamkeit. Jetzt, da wieder einmal die Hoffnung auf Hilfe vom Kaiser zu Grabe getragen werden mußte, mehr denn je. Wie hieß es schon seit alters her? – „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.“ Just in demselben Augenblick, da der Ratsherr Rosenstock am Rednertisch vom unerträglichen Druck der Verhältnisse sprach, ertappte sich Gericke dabei, wie er den Druck der Luft auf den Mechanismus der Luftbüchse übertrug. Und da er der Darstellung einer neuen Versuchsanordnung durch einen plötzlichen guten Gedanken näher als je zuvor war, tat er seiner Feder keinen Zwang an. Ein Büchsenrohr entstand, und an der Unterseite des Rohrs, etwa in der Mitte desselben, eine Öffnung. Dahinein mußte haargenau der Schaft eines luftleer gepumpten Rezipienten passen. Wenn man dann den Ventilhahn öffnete . . .

Gerickes Gedanken wurden durch den Beifall der Versammelten unterbrochen. Er sah auf. Rosenstock hatte sich erregt. Der gute Rosenstock. Er würde ihn nachher zu sich zu einer separaten Rücksprache bitten, um seine Vorschläge zur Zollfrage in aller Ruhe mit ihm durchzusprechen.

Wenn man dann den Ventilhahn öffnete, überlegte Gericke jetzt weiter und wandte sich wieder seiner Zeichnung zu, was dann? Im Büchsenlauf befand sich Luft . . . die mußte doch augenblicklich in das Vakuum stürzen. Und die Kugel, die in dem Lauf der Büchse steckte? Was geschah mit der Kugel? Kein Zweifel – die wurde mitgerissen. Jedoch nach vorn, in Richtung auf die Mündung und weiter . . . dem Ziel entgegen. Er mußte gleich morgen früh mit Meister Albrecht wegen eines Flintenrohrs sprechen. Die Sache hatte die längste Zeit auf dem Papier

gestanden. — Gericke faltete den Bogen zusammen und legte ihn zu den Akten, die er von der Reise mitgebracht hatte. —

Am Pult sprach Rosenstock über Maßnahmen, wie man den Elbschiffern helfen müsse. Währenddes fiel Gericke's Blick auf eine Notiz. Dem Datum nach zu urteilen, hatte er sie am Tage nach dem Gespräch mit dem reuemütigen Obristen gemacht. Sie betraf die Idee, zwei hohle Halbkugeln durch Luftdruck zusammenzupressen. Gericke überflog die bisherigen Berechnungen und versuchte, an den Gedankengang von damals anzuknüpfen... Zwei hohle Halbkugeln... Magdeburger Halbkugeln... eine davon mußte mit einem Klappenventil versehen sein, mit einem Ventil für die Pumpe . . . Das Experiment mußte so überzeugend sein, daß auch die letzten Zweifler die Existenz eines Vakuums nicht mehr leugnen konnten. — Doch wie verhinderte man, daß die beiden Hälften wieder auseinanderfielen, bevor das Vakuum geschaffen war? Ob man Dichtungsringe benötigte?

Rosenstock redete noch immer. Gericke hörte ihm zu. Es ging um die Wiedererlangung des Stapelrechtes. Die Kurbrandenburgischen neideten es der Stadt, und der Kaiser vermied es wohlweislich, ein Machtwort zu sprechen. Gericke hatte das längst durchschaut. Und weil Rosenstock nun eine Stellungnahme verlas, die der Bürgermeister zu dieser Frage entworfen hatte, fand er Zeit, sich erneut mit seinen Akten zu beschäftigen. Das Wettermännchen, das daneben lag, sah ihn aus so treuen Augen an, daß Gericke den Blick erwidern mußte. Warum kam denn der alte Lieberenz nicht? Wie getreulich er den Auftrag ausgeführt hatte. Die Maße stimmten haargenau. Und wie akkurat die Glieder nachgebildet waren. Lieberenz sollte die Arbeit doppelt und dreifach bezahlt bekommen. Wie er sich auf das Wiedersehen freute . . . Gericke suchte nach einem leeren Blatt Papier für die Skizze des Anemoskops. Heute abend würde er die Reinausführung der Zeichnung für den Glasbläser verfertigen. Und wenn die ganze Nacht darüber verging . . . die erste Nacht in Magdeburg. Das Wettermännchen brauchte sein Gehäuse. Es sah ihn so ergeben an wie Lieberenz zuweilen dreinschaute.

Dann kratzte die Feder über das Papier. Über die Rückseite eines Büttens-

bogens. Gericke stutzte. So gutes Papier gab es nur im reichen Wien. Der Hofmedikus hatte darauf seine Anweisung geschrieben . . . „Viel Ruhe, regelmäßigen Schlaf, morgens ein Pulver. Mittags Tee, zwei Tassen voll nach untenstehender Rezeptur. Abends wieder ein Pulver. Zeitig ins Bett, wenig arbeiten . . .“

Gericke drehte es ein wenig verstimmt auf die andere Seite. Zehn Meter sollte die Röhre lang sein. Oben und unten verschlossen. Unten mußte sie mit dem Verschuß im Wasser stehen. Das Wettermännchen schwamm dann auf der Oberfläche des Wasserstandes in der Röhre selbst. Je nachdem der Druck in der Röhre stärker oder schwächer war, veränderte sich der Stand des Wassers um wenige Grade nach oben oder unten. Das Männchen aber wies mit seiner Hand auf eine der Bezeichnungen, die außen aufzumalen waren und an jeder Röhre gleich sein würden. Gericke notierte noch einmal alles, nachdem er es zeh- und hundertmal im Laufe der letzten Jahre durchdacht hatte, und vervollständigte seine Skizze danach. Das Wettermännchen sah ihm dabei zu.

Viele solcher Röhren, solcher Anemoskope, müßte man aufstellen, dachte er dann. Eine in Magdeburg, eine in Dresden, eine in Berlin, eine in Göttingen, und die Werte müßte man vergleichen . . . Göttingen, richtig . . . Magister Grambach aus Göttingen hatte ihm geschrieben. Der Brief war während seiner Abwesenheit mit einem Pferdehändler nach Magdeburg gelangt. Grambach . . . ein Scholastiker alter Schule . . . Nein, der würde ganz sicher keine Anemoskop-Beobachtungen in Göttingen anstellen. Nach seinem Brief zu urteilen jedenfalls nicht. Er wehrte sich mit Händen und Füßen gegen jeden Gedanken der Druckwirksamkeit der Luft. Er bestritt auch die Möglichkeit der Erzeugung eines Vakuums. Mochte er herkommen und sich überzeugen. Noch heute wollte er den Magister einladen. Vielleicht ließen sich bis zu dem Tage seiner Ankunft aus dem Verhalten des Wettermännchens schon Schlüsse auf die Wetterlage ziehen . . . auf ihre Entwicklung und ihren Verlauf.

Gericke sah zur Tür hin. Ob der alte Lieberenz sich denn nicht getraute, in den Sitzungssaal zu kommen? – An den Fenstern rüttelte der Wind.

Der alte Wetterhahn auf dem Rathausturm quälte sich von Süd-Südost nach Norden. Er sah ein, daß er ausgedient hatte, denn der Wind wehte von Italien her. — Das spürte auch der alte Lieberenz, der schwer atmend auf der Treppe gegenüber vom Rathaus saß und unverwandt zu dem Turm hinauf sah. Der Stadtschreiber war bei ihm und mußte es ihm bestätigen. Er sagte ihm auch, daß er das Wettermännchen ordnungsgemäß abgeliefert habe. Lieberenz lächelte mit unwirklich weit geöffneten Augen. Der Stadtschreiber nahm den Kopf des Alten in beide Hände. Und während er ihn in seiner Angst beschwor, doch endlich mitzukommen, weil der Bürgermeister auf ihn warte, sah er mit Entsetzen, wie alles Blut aus des Alten Lippen schwand. Die nimmermüden, verarbei-



teten Hände aber lagen zufrieden in seinem Schoß. Da wußte der Stadtschreiber, daß noch jemand nach dem Alten rief – einer, der noch niemals umsonst gewartet hatte . . .

*

Wenn es nach Harald gegangen wäre, hätte Rudi nun gleich mit dem Verlesen der nächsten Niederschrift aus seinem Schnellhefter beginnen können. Denn erstens war Rudi sowieso an der Reihe, und zweitens war Harald gespannt darauf, was er an handfesten Einwänden gegen Gerickes Erkenntnisse und Versuchsanordnungen vorbringen würde. Das heißt, Rudi war an sich mit Gericke einer Meinung. Es gehörte aber mit zu seinen Aufgaben, möglichst viele gegensätzliche Auffassungen aus dieser Zeit zusammenzutragen, mit denen die Scholastiker, wie Grambach einer war, Gericke zu widerlegen suchten. – Rudi hielt sich noch bei der Vorrede auf, als Iska von ihm wissen wollte, was Scholastiker für Menschen sind. Und da ihr Haralds Erklärung, der meinte, das seien eben die, die immer dagegen sind, nicht genügte, mußte Rudi wohl oder übel zugeben, daß er es selbst gern wüßte. Bisher hatte er es nicht genau feststellen können. Und zu seiner Entschuldigung fügte er noch hinzu, daß in Vaters Lexikon ausgerechnet die Seite von „Schokolade“ bis „Schollenbrecher“ fehle. Da war guter Rat teuer. Zwar war Harald der Meinung, daß man sich das eine „lumpige“ Wort ruhig schenken könne, weil es ja doch vor allen Dingen um technische Dinge ginge. Aber Iska protestierte. Historiker dürften nicht das geringste als „lumpig“ ansehen, behauptete sie; ebensowenig wie ein Ingenieur oder Schlosser sich über Geringfügigkeiten hinwegsetzen dürfe. Und wenn es sich um eine noch so kleine Schraube in einer noch so großen Konstruktion handele. Harald schluckte ganz schön, als er es hörte, weil die Pille natürlich für ihn bestimmt war. Da Rudi aber auch auf Iskas Seite stand, ging er in sich und überlegte, was zu machen sei. Schließlich kam ihm eine Erleuchtung. Es gäbe ein Lexikon, das keine Blätter verliere, meinte er, das säße in der Dachkammer an seinem Fernrohr und hieße Onkel Leopold. Gesagt – getan. – Onkel Leopold war nicht wenig überrascht, als die drei

ihn in ihr Vorhaben einweichten. Von dem tieferen Sinn ihrer Unternehmung sagten sie freilich kein Wort. Iska schien es einmal so, als wenn ein winzig kleines Lächeln Onkel Leopolds stets so mürrisches Gesicht für eine Sekunde aufgehellt hätte. Der Augenblick war beinahe feierlich.

Was Onkel Leopold ihnen über die Scholastiker gesagt hat? Nun, das seien die Philosophen des Mittelalters gewesen, hat er gesagt. An und für sich also sehr weise Gelehrte. Ihre Weisheit vom Wesen der Welt und aller Vorgänge zwischen Himmel und Erde hätten sie jedoch in enge Verbindung zur Kirchenlehre gebracht. Dadurch entfernten sie sich immer weiter von der Wahrheit. Und da die Kirche im Mittelalter und noch lange danach eine beherrschende Rolle im Leben des Volkes spielte, seien die Scholastiker darauf ausgegangen, allen Menschen ihre falschen Vorstellungen aufzuzwingen. So mancher Wissenschaftler aber, der – wie Gericke – dem Fortschritt diene, ohne danach zu fragen, ob seine Wissenschaft im Einklang zu der Kirchenlehre stand, sei den übelsten Verdächtigungen und Bedrohungen ausgesetzt gewesen. Ja, jenseits der deutschen Grenzen, besonders in Italien und Spanien, waren Einkerkierungen und Todesstrafen wegen solcher „Vergehen“ an der Tagesordnung. Erst die Neubegründung der Naturwissenschaften durch Kopernikus, Galilei und andere haben die Scholastik Schritt für Schritt zum Zurückweichen gezwungen, erklärte Onkel Leopold abschließend. Aber selbst noch während des ganzen 17. Jahrhunderts hätte sich die Wissenschaft mit ihr im Kampf befunden.

Also seien Scholastiker eben doch Leute gewesen, die immer dāgegen, auch gegen den Fortschritt, waren, hatte Harald nach der Unterredung triumphiert. – Aber Rudi, gewohnt, die Dinge exakt beim Namen zu nennen, entschied sich statt dessen für die genauere Bezeichnung ‚Reaktion‘, was Iska prompt mit ‚Rückschritt‘ übersetzte. – Nun erst stand Rudis Bericht über die gesammelten Einwände der Reaktion gegen Gericke's Forschungen nichts mehr im Wege. Doch war es ihnen dabei zumute, als ob sich der Scholastiker Dr. Christian Fürchtegott Grambach aus Göttingen höchstpersönlich mit dem Magdeburger Bürgermeister im Streit befunden hätte . . .

Warum Gericke einen Scholastiker zu den Maulwürfen schickte

Er war von zierlicher Gestalt und besaß ein feingeschnittenes, von einer rotbraunen Perücke gerahmtes Gesicht, dessen welke Haut von Stubenluft krankhaft gebleicht war. Seine Züge verrieten Strenge gegen sich, den Fünfzigjährigen, und Unerbittlichkeit gegenüber jeden Andersdenkenden. Wenn er sprach, belebten sich seine tiefliegenden Augen mit dem Feuer des Fanatikers. Und wenn er schwieg, war es, als geböte sein Mund der Umwelt, zu schweigen wie er — Christian Fürchtegott Grambach, Magister und Doktor der Philosophie und Mathematik. Wo er erschien, wurde er mit größtem Respekt behandelt; denn was er sagte, besaß Gewicht, und seine Meinung galt auch jenseits der Mauern von Göttingen etwas. Seine Beredsamkeit und die zwingende Logik aller seiner gegen die neue Lehre vom Wesen der Welt ins Treffen geführten Beweismittel brachten auch die hartgesottensten Widersacher zum Schweigen.

Daß er sich entschlossen hatte, dem Bürgermeister von Magdeburg einen Besuch abzustatten, geschah weniger aus Hochachtung vor dessen Forschungsthaten als aus Neugier. Jahrelang hatten sie miteinander über die Fragen des luftleeren Raumes korrespondiert. Nun war der Zeitpunkt gekommen, wo der Mann, der durch sein diplomatisches Geschick und seine Experimente allenthalben Aufsehen erregte, beweisen mochte, ob seine Behauptungen wissenschaftlichen Nachprüfungen standhielten. — „In der Physik gelten andere Gesetze als in der Diplomatie!“ nahm Grambach einen neuen Anlauf, um Gericke's Standpunkt zu erschüttern. „Sehr richtig“, bekräftigte Gericke die Worte seines streitbaren Gastes,

während er zu den auf seinem Arbeitstisch aufgebauten Apparaten hinüberging. „Ich bin, denke ich, lange genug mit diplomatischen Sendungen beauftragt, um mir darüber ein Urteil erlauben zu können.“

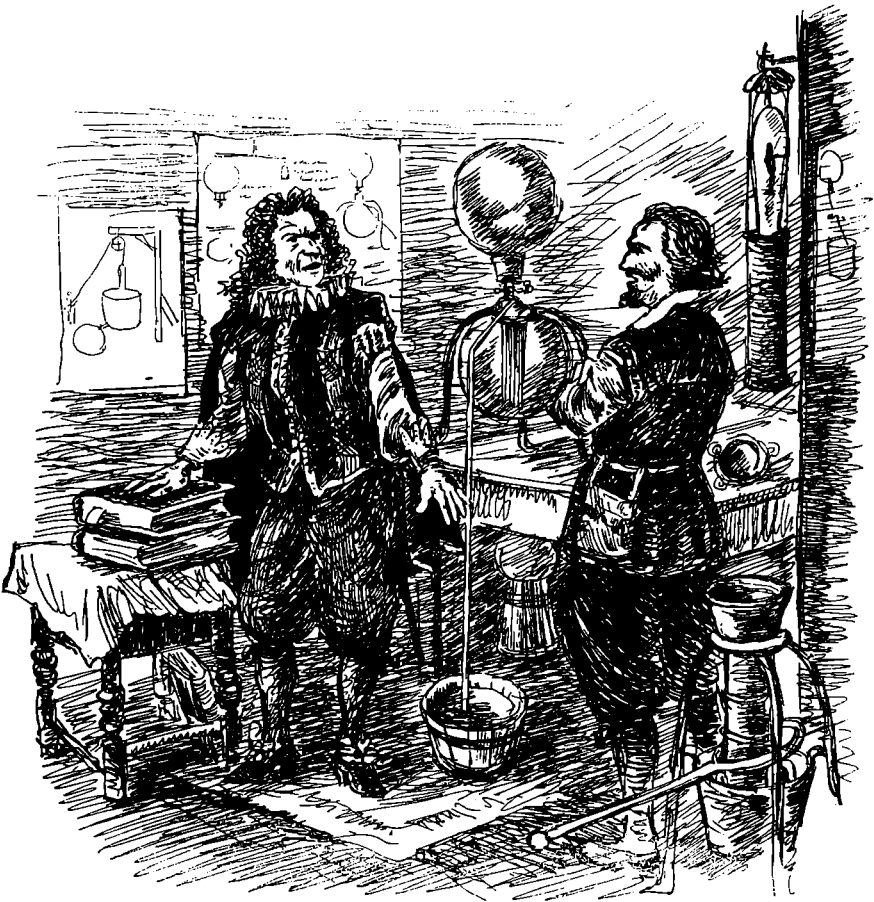
„Aber Ihr seid noch nicht lange genug Physiker, um die der Physik eigenen Methoden zu befolgen. – Ja, es will mir fast scheinen, als ob Ihr Euch bei Euren sogenannten physikalischen Versuchen und Studien zuweilen gewisser Tricks bedientet, die nur allzu deutlich an diplomatische Spekulationen erinnern . . .“

„Spekulationen?“

„Ihr spekuliert auf die Sensationslüsternheit der Masse und geht auf Überrumpelung durch alle möglichen Manipulationen aus!“ äußerte Grambach jetzt offen seine Vermutung, indem er sich der am Vormittag erlebten Experimente erinnerte. „Ihr laßt eine Glaskugel zerbersten und sagt, der Druck der Luft auf ein Vakuum in einem unrunder Rezipienten habe das getan. Ihr errichtet an der Hofwand Eures Hauses eine Röhre, füllt sie mit Wasser, stellt sie in einen Zuber und behauptet, wenn der Zufall den Wasserstand darin verändert, die Luft habe es getan. Je nachdem sie mal dünner, mal dichter, leichter oder schwerer sei. Man bedenke – die Luft . . . leichter oder schwerer.“ Er lächelte ungläubig vor sich hin, stützte den Kopf in die eine blasse, fraulich schlank geformte Hand und bürstete mit der anderen Staub von seinem schwarzsamtenen Wams. „Weil Ihr aber viel zu gut wißt, wie groß die Anteilnahme der Öffentlichkeit an Versuchen ist, bei denen Schußwaffen eine Rolle spielen, tut Ihr so, als ließe sich eine Flinte mit Luft betreiben. Als ob ihr mit der Luft einen Separatvertrag geschlossen hättet, Euch zu Willen zu sein . . .“

Gericke hielt die Arme über der Brust verschränkt. Er hörte aufmerksam zu, nickte wohl auch zuweilen zu den Worten seines Besuchers oder lächelte zweifelnd, wenn er keine andere Möglichkeit sah, seine Zweifel äußerlich sichtbar anzudeuten. Allmählich begann er aber das Ganze für eine ergötzliche Schaustellung menschlicher Schwerfälligkeit zu halten.

„Das nenne ich Spekulation, Herr Bürgermeister, Spekulation durch primitive Verblüffung!“ ereiferte sich der Magister und zog die Stirn



wie unter einem körperlichen Schmerz in Falten. Die Sonne, die durch die Fenster fiel, brach sich im Glas und Metall der Instrumente, so daß bunte Reflexe entstanden, die das Licht über den ganzen Tisch versprühten.

Grambach entnahm seiner Reisetasche ein Aktenstück vergilbter Blätter und legte es mit Nachdruck zu den ausgepackten Büchern und Journalen. „Ein kluger Mann hat einmal gesagt, die meisten Forscher glichen den

Ameisen, die nur zusammentrügen und verbrauchen“, stellte Gericke fest, indem er die Pause ausnützte, um mit einem Blick auf die papierernen Reichtümer Grambachs seine Meinung zu äußern. „Die bloß Spekulierenden, so sagt er, glichen den Spinnen, die ihr Gewebe aus sich selbst herauszögen. Die Bienen verbänden beides, indem sie den Stoff aus den Blumen aussaugen, ihn dann aber durch eigene Kraft verarbeiten. Eben dadurch seien die Bienen ein Bild des wirklich Erkennenden!“

„Was wollt Ihr damit gesagt haben?“ beehrte der Doktor auf, der sich über den Vergleich zwischen den Insekten und den verschiedenen Arten der Gelehrten ärgerte.

„Daß es zuviel Ameisen und leider auch wohl zuviel Spinnen gibt“, erwiderte Gericke ohne Umschweife. „Im übrigen zeige ich Euch gern noch einmal meine Versuche, damit Ihr Euch selbst davon überzeugen könnt, daß sie nicht das geringste mit Magie zu tun haben, wie ihr meint . . .“

Grambach winkte mit der Linken ab, während die Rechte nach seinen Büchern griff. „Es sind die besten Köpfe der Vergangenheit und Gegenwart, die wissenschaftlich glaubhaft nachweisen, warum Theorien wie die Eurigen um den leeren Raum Hirngespinnste sein müssen!“ wiederholte er seine Feststellung, die er in ihren Gesprächen schon verschiedentlich getroffen hatte. „Genügt Euch denn das nicht? Warum glaubt Ihr nicht, was die Vernunft Euch zu glauben eigentlich befehlen müßte.“ „Ich glaube, was ich sehe!“ erwiderte Gericke.

„Auch wenn Ihr Euch betrügt?“

„Womit?“ fragte der Bürgermeister. Er räumte mit der Fußspitze einige Scherben aus dem Weg, die von der geborstenen Glaskugel übriggeblieben waren. Dann betätigte er seine Pumpe. — Allein bereitete es ihm zwar immer noch einige Mühe: denn das Fieber, daß er dank der Fürsorge seiner zweiten Frau, Dorothea Lentke, erst seit kurzem überstanden hatte, zehrte an den Kräften. Aber er schaffte es. — „Mit Tatsachen hat sich noch niemand betrogen.“

„Ich kann auch mein Spiegelbild in einer Wasserpflanze für wahr halten“, wandte der Magister ein, ohne einen Blick von dem Hohlkörper zu

lassen, „es ist echt und bunt und beweglich. Und doch ist das Ganze nur eine Illusion . . . versteht Ihr mich? – Ein Trugschluß wie Eure Meinung über die Luft.“

Bis auf die Geräusche, die der Pumpenhebel beim Niederdrücken verursachte, war es still im Raum. Auf der Straße sangen Mädchen im Vorübergehen.

„Was Ihr jetzt seht, ist keine Illusion“, sagte Gericke und hing die luftentleerte Kugel an einen Waagebalken, dessen andere Seite mit einer Hohlkugel gleicher Größe beschwert war.

Grambach beobachtete, wie der Waagebalken spielte, bis endlich der luftentleerte Körper um ebensoviel höher stieg, wie der andere sich senkte.

„Beweis: Die Luft wiegt etwas! Nicht soviel freilich wie das Wasser oder gar die Erde . . .“

„Wieviel wiegt sie dann?“

„Mal mehr, mal weniger.“

„Also wißt Ihr's nicht!“ triumphtierte Grambach in der Meinung. Gericke bei einer Ausflucht ertappt zu haben.

Gericke deutete auf einen anderen Waagebalken, an dessen einem Ende eine luftleere, fest verkittete Kupferkugel von einem Fuß Durchmesser hing. Sie wurde von einem Gewicht am anderen Ende in der Schwebelage gehalten. „Das Manometer dort beweist es täglich, daß das Gewicht der Luft schwankend ist“, sagte Gericke. „Die Kugel verliert nämlich von ihrem Gewicht so viel, als das Gewicht der von ihr verdrängten Luft beträgt. Mithin mehr, wenn die Luft dichter, und weniger, wenn sie dünn ist, so daß entweder die Kugel oder das Gewicht den Ausschlag des Zeigers hier oben am Waagebalken bestimmt. – Übrigens spielen Wärme und Kälte bei dieser Erscheinung keine unwesentliche Rolle“, fügte Gericke noch hinzu, „warme Luft befördert das Steigen der Kugel, kalte Luft ihr Sinken . . .“

Grambach blickte ein wenig überrascht auf das Instrument.

„Die Kälte drückt die Luft gleichsam zusammen, macht sie also schwerer . . .“

„So – die Kälte“, nickte sein Widersacher. „Und die Waage dort soll den Beweis dafür liefern. Primitive Methode allerdings!“

Gericke nahm das inzwischen restlos leergepumpte Glasgefäß in beide Hände, drückte es unter die Wasseroberfläche eines Zubers und forderte den Doktor auf, den Hahn des Verschlusventils zu öffnen.

Grambach tat, als habe er nicht recht gehört.

„Es ist, wie ich schon sagte, nur zum Vorteil, wenn ein Gelehrter statt der Feder einmal einen Mechanismus bedient“, lächelte Gericke ihm aufmunternd zu. „Das Schreiben fällt ihm hernach um vieles leichter.“

Grambach hatte die Rüschen vom Ärmel seines Rockes hochgeschlagen und langte nun mit spitzen Fingern in das Wasser. Er hatte kaum den Hahn geöffnet, als das Wasser durch den Hals der Kugel mit Ungestüm aufwärts stürzte.

„Habt Ihr’s gesehen?“ erkundigte sich Gericke sogleich, verschloß das Ventil und hob das Gefäß empor. „Welche andere Kraft als der Druck der Luft kann das Wasser in das Vakuum gepreßt haben?“ fragte er Grambach, der nur die eine Sorge zu haben schien, wie er seine nasse Hand wieder trocken bekam.

„Ich komme noch darauf zurück“, lenkte Grambach ab und blieb, das Handtuch neben der Tür ergreifend, vor einem ihm unverständlichen Apparat stehen. „An Orten, wo Engel schweben, sollte der Satan eigentlich weit sein“, sprach er leise vor sich hin. Dabei betrachtete er prüfend eine Figur aus blankem Messingblech mit kleinen Flügeln, die ein Bestandteil des Instruments war.

„Meint Ihr etwa immer noch, daß bei alledem hier irgend etwas mit dem Teufel zugeht?“ amüsierte sich Gericke und trat neben Herrn Christian Fürchtegott Grambach. „Alles ist erklärbar in der Natur und in der Welt . . .“

„So redet nur, wer die Wissenschaft losgelöst von Gott und dem Glauben an seine allmächtige Größe betrachtet“, erwiderte Grambach nicht frei von Bitterkeit in der Stimme. Er fuhr dann fort: „Die Natur – das ist Gottes schöner Garten; wir können uns seiner Schönheiten erfreuen, aber es ist nicht unser Teil, sie zu erklären . . .“

Gericke erinnerte sich der Beschwörung des Geistlichen auf der Flucht vor den Schweden. Sie hatten viel miteinander gemein – Hochwürden und Dr. Grambach. „Euer eigenes Bemühen dient doch auch der Mehrung des Wissens“, stellte Gericke fest.

„Aber in Wahrung größter Respektierlichkeit vor dem Höchsten und seinem himmlischen Reich. Ich wage nicht, das Wesen des Alls auf seinen Inhalt, auf seine Größe und seine Beschaffenheit zu untersuchen. Auch die Luft zu kontrollieren, wie Ihr es tut, ist lästerlich . . .“

„Seht hier, ein Perpetuum mobile“, antwortete Gericke, ohne sich vorerst auf ein Wortgefecht einzulassen. Er wies auf eine blau angemalte, mit gelben Sternchen verzierte Kupferkugel, unter der sich ein blechernes, etwa armlanges und einen halben Spann breites Gehäuse befand. Grambach sah nur, daß an der einen Seite jener an einem Faden aufgehängter Messingengel zu schweben schien. Es erboste ihn.

„Was Ihr hier seht, ist eine andere, ich möchte sagen technisch vollkommene Möglichkeit, die vornehmlich durch Wärme und Kälte bedingten Veränderungen der uns umgebenden Luft meßbar zu erfassen“, erläuterte Gericke dem sich immer nervöser gebärdenden Gast seine Erfindung.

„Eine Apparatur von der Art also, die Cornelius Drebbel mit Thermometer bezeichnet.“

„Ich darf allerdings behaupten, daß mein Gerät genauer arbeitet. Das erklärt sich aus der völlig anders gearteten Anlage . . . Ich frage Euch aber, was ist an diesem Unterfangen lästerlich?“

Grambach blieb in Gedanken versunken vor der Wand stehen und starrte auf die Apparatur.

„Ihr seht eine mit der Kugel in Verbindung stehende, gebogene, kupferne Röhre“, erläuterte Gericke den Bau seines Gerätes. „Diese Röhre enthält Weingeist. Hier oben befindet sich ein allseitig geschlossener kleiner Messingzylinder, den ich mit Schrotkörnern so lange austariert habe, bis er dasselbe spezifische Gewicht aufwies wie der Weingeist, in dem er schwimmt.“

„Und der Engel? Was ist mit dem Engel?“ wollte Grambach wissen.

„An dem kleinen Zylinder ist ein mit Wachs getränkter Faden befestigt, der hier oben aus der Röhre herausieht, über eine Rolle läuft und in der einen Hand des Engels endet. Mit der anderen verweist er, je nach Wärme oder Kälte der Luft, also bei seinem dadurch ausgelösten Steigen oder Sinken, auf einen Grad der Skala.“

Dr. Grambach lächelte. Es war das Lächeln eines Mannes, dessen Verstand sich verzweifelt wehrte einzusehen, was seine Augen ihm pausenlos an Neuem und Unbekanntem übermittelten. Es lag Mißtrauen und Ablehnung, Geringschätzung und Verächtlichkeit darin. „Und wie erreicht Ihr die Übereinstimmung verschiedener solcher Instrumente?“ fragte er schließlich und zog die Stirn über seinem rechten Auge in Falten, während sich die linke Stirnhälfte glättete.

Gericke verwies auf das seitwärts der Kugel angebrachte Ventil. Mit seiner Hilfe konnte er so viel Luft aus den Röhren ziehen, daß der Engel auf einen bestimmten Temperaturgrad deutete. Die Skala sei, so fuhr er fort, so eingerichtet, daß die Figur bei Beginn der Nachtfröste genau die Mitte erreichte; denn das Thermometer hänge ja das ganze Jahr über an einer Wand des Hauses im Freien.

Grambach stutzte. Mochte der Magdeburger Bürgermeister ein noch so großer Phantast sein – das mußte der Neid ihm lassen: die Fähigkeit, gewisse wissenschaftliche Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen und gedankliche Vorgänge anstatt durch Worte durch Mechanismen sichtbar zu machen, besaß er zweifellos. Wenn er sich in dem Punkt seiner Forschung, dem sein Hauptaugenmerk galt, nur nicht so hoffnungslos veranrant hätte. Er betrachtete die Pumpe und den kupfernen Rezipienten, an dem Gericke jetzt wieder herumhantierte, mit schweren Gedanken. „Ihr seid ein guter Bürgermeister und ein vorzüglicher Ingenieur, Herr Gericke“, sagte er nach einer Pause nicht gerade unfreundlich. „Ich habe mich davon überzeugt. – Doch eins dürft Ihr mir glauben – zum Wissenschaftler gehört mehr . . . zum Wissenschaftler gehört, außer der Demut vor dem Allmächtigen, Gehorsam gegenüber den philosophischen Traditionen.“

„Ich gehorche meinem Gott – das ist genug!“

„Und warum nicht den Erkenntnissen derer, die in seinem Namen die Natur seit eh und je ergründet haben?“

„Weil ich fürchte, daß sie dabei verfahren wie einer, der ein Roß in einen Stall pferchen will, in dem bisher nur ein Fohlen Platz gehabt hat . . .“

„Ein Roß in einen Stall pferchen? – Was soll das jetzt? Wie hab ich das zu verstehen?“

„Nun, sie haben sich ein für allemal ein festgelegtes System geschaffen, die scholastischen Philosophen, das reichte aus, um die Welt zu begreifen, wie sie vor hundert oder zweihundert Jahren war . . .“

„Ist sie denn jetzt etwa anders, Gottes Welt?“ beehrte der Magister auf. „Fließen die Ströme etwa nicht mehr dem Meere zu? Ziehen die Wolken nicht mehr mit dem Wind?“

„Ja und nein!“ antwortete Gericke. „Es ist noch alles so wie bisher, aber wir fangen doch an, das Warum und Wieso zu erkennen. Wolken und



Wind sind kein Geheimnis mehr . . . Die Wissenschaft wächst heran wie . . . wie ein Roß sich aus einem Fohlen entwickelt, um es grob auszu-drücken. Da muß doch die Behausung verändert werden. Die Wissen-schaft verlangt nach neuen Maßstäben, Herr Magister.“

„Wollt Ihr etwa konstatieren, daß in Euren Augen, in den Augen eines Bürgermeisters, alle Dissertationen und Argumente der hervorragendsten Gelehrten über den Raum und die Luft zum Beispiel wertlos sind?“ empörte sich Grambach jetzt, und auf seinen sonst farblosen Wangen flammte eine hektische Röte auf.

„Sofern sie die Dinge nicht beobachten wie sie sind, sondern wie sie sein müßten, um in ihre festgelegten Systeme zu passen, halte ich sie sehr wohl für revisionsbedürftig!“

„Habt Ihr denn keinen Respekt vor den Großtaten menschlichen Geistes?“

„Ich sagte Euch bereits, daß ich Vernunftsschlüsse für gut, Erfahrungen aber für besser halte!“ ließ sich Gericke nicht verblüffen. „Nach alle-dem, was ich Euch an Experimenten miterleben ließ, solltet Ihr eben-falls zu dem Resultat gekommen sein, daß alles, was sich aus der Er-fahrung ergibt, jeder auf bloßen Theorien beruhenden Beweisführung vorzuziehen ist.“

Grambachs Gesicht nahm einen undurchdringlichen Ausdruck an. Die Hände beschäftigten sich mit dem dickleibigen Folianten, dem Unter-pfand für seine Weisheit im Meinungsstreit mit dem eigenwilligen Bür-germeister. Doch seine Augen irrten von den Zeilen ab und überflogen wieder und wieder die Fülle der Gerätschaften und Apparaturen, denen bei diesem Streit zwar nur eine stumme, aber trotz alledem gewichtige Partnerschaft zufiel. „Hier steht aufgeschrieben, wie die Welt beschaffen ist! Was bedarf es da erst Eures Zaubers!“ faßte er seine Meinung über Gericke's Versuche zusammen. Aber es klang verkrampt und seltsam gepreßt.

„So Ihr Euch dem Fortschritt in der Wissenschaft verschließen wollt, mögt Ihr nicht unrecht haben!“ blieb Gericke die Antwort nicht schul-dig. „Wem es um die Wahrheit geht, kann sich mit überalterten Er-

kenntnissen nicht zufrieden geben. Ebenso wenig wie die Philosophen, die sich ausschließlich auf ihre papiernen Beweise stützen, die Erfahrung aber unbeachtet lassen, zu keinen sicheren Schlüssen über die wirkliche Beschaffenheit der Welt gelangen. Solange sie dem Experiment ausweichen, laufen sie Gefahr, sich weiter von der Wahrheit zu entfernen, als der Abstand der Erde von der Sonne beträgt.“

Grambach war zu Mute, als träume er. Auf eine so erbitterte Auseinandersetzung war er nicht vorbereitet. Wo nahm der Bürgermeister, der sich für einen Gelehrten hielt, den Mut zu so einem dreisten Auftreten her? – Grambach war bereit, zum letzten Schlage auszuholen. „Die Luft, so behauptet Ihr also, ist ein Ruch der Dinge, eine Ausdünstung der Erde“, sprach er mühsam beherrscht vor sich hin.

„. . . welche mit einem bestimmten und begrenzten Gewicht um sie steht“, ergänzte Gericke.

„Eure Luft ist demnach schwer!“ stellte Grambach fest. Er erweckte den Anschein, als wenn er seinem Gastgeber recht geben wollte.

„Ich habe es Euch mehrfach einwandfrei bewiesen!“

Grambach trat ganz dicht an Gericke heran. Sein Gesicht war jetzt wie versteinert. „Ihr habt es bewiesen“, wiederholte er leise, „Ihr habt bewiesen, daß Ihr ein Narr seid!“

Gericke blieb so gelassen wie nur ein Mann sein kann, der sich seiner Sache absolut sicher ist, weil er sich ihr mit Haut und Haaren verschrieben hat.

„Ein gewitzter, ein verteufelt gewitzter Narr – aber eben doch ein Narr!“ lächelte Grambach ebenfalls sehr sicher und wie Kräfte sammelnd.

Es war wieder still im Zimmer. Die Sonne war über den ganzen Instrumententisch gewandert und beschien jetzt, als äußersten Punkt ihres Sichtbereiches, den Stuhl mit den Grambachschen Büchern. Auf dem Hofe lockte Frau Dorothea Tauben und Hühner zur abendlichen Fütterung. Pferdegespanne rumpelten unter dem Fenster vorbei.

„Hört her!“ sagte der Magister, drehte sich auf dem Absatz um und schritt mit gesenktem Kopf und auf den Rücken gelegten Armen auf die

gegenüberliegende Wand zu. Dort blieb er einen Moment lang stumm vor einer von Gericke angefertigten Himmelskarte stehen, wandte sich sodann um und fragte, jedes Wort sorgsam betonend: „Wenn unsere Körper eine so ungeheure Last, wie die der ganzen Atmosphäre, zu tragen hätten, würden sie da nicht ohne Zweifel zu Boden gedrückt und von diesem Gewicht vernichtet werden?“

Gericke sah es an Grambachs Augen, daß er mit dieser einen Frage sein ganzes Gedankengebäude zum Einsturz zu bringen gedachte.

„Soll ich meine Frage wiederholen?“ wollte der Magister wissen, der Gericke's Schweigen für Ratlosigkeit hielt.

Gericke lächelte. „Bedenkt Ihr denn nicht, daß die Luft ja nicht allein auf unserem Scheitel lastet, sondern uns überall umgibt. Wie sie also von oben her auf unser Haupt drückt, so drückt sie auch von unten her auf die Fußsohlen und auf alle Körperteile ringsum zugleich . . .“

„Gericke, Mann – Gericke! Was redet Ihr da?“ lachte der Doktor kurz auf. „Wollt Ihr mir mit Eurer diplomatischen Redseligkeit weismachen, was allen wissenschaftlichen Erkenntnissen Hohn spricht?“

„Herr Doktor Grambach!“ sagte Gericke nun ernster und lauter als bisher. Er sah seinem Gegenüber fest in die Augen, „Ich verstehe nicht recht, worauf Ihr hinauswollt. Führe ich Euch meine Versuche vor, drängt Ihr dazu, zu diskutieren. Diskutieren wir aber, so dauert es nicht lange und Ihr weicht vom Thema ab.“

„Will Er mir womöglich explizieren . . . einreden sogar . . .“

„Will ich Euch etwas einreden, oder will ich durch Versuche, durch ein für jedermann nachprüfbares Anschauungsmaterial beweisen, was es mit der Luft und dem Raum auf sich hat?“

„Ihr zeigt, daß Eure Magdeburger Luft Kupferkugeln wie Papiertüten zerdrückt, und Ihr behauptet andererseits, daß der Mensch die ganze Atmosphäre mühelos auf seinen Schultern trägt . . .“

„Sie ist ja auch in ihm – sie erfüllt uns doch, sie nimmt jeden nicht auf andere Weise ausgefüllten Zwischenraum in unserem Körper ein. Be-greift Ihr denn nicht . . . der Mensch ist kein Vakuum . . .!“

Grambach hatte sich abgewandt. Alles in ihm war Aufruhr, war Pro-



test und Anklage. Es fiel schwer, den Worten Gerickes zu folgen. Er fühlte Stiche in den Schläfen und einen unangenehmen Schmerz auf den Augen.

„Wenn die Fische im Wasser dessen Druck nicht empfinden, wieviel weniger wir die Luft . . .!“

„Bleibt mir doch mit Euren Hypothesen vom Leibe!“ fuhr Grambach ihn unvermittelt an, während er seine Akten ordnete und nacheinander in der Tasche verstaute.

„Hypothesen?“ erwiderte nun auch Gericke entrüstet. „Ihr sprecht nach allem, was ich Euch an Experimenten mit den Apparaten gezeigt habe, von Hypothesen, von unbewiesenen wissenschaftlichen Annahmen also . . .? – Das sind Beweise!“

Grambach hatte ein abweisendes Gesicht aufgesetzt und stand schwer atmend vor dem Tisch mit den Instrumenten, als wolle er sie allesamt mit den Büchern in seinem Arm zerschmettern.

„Wo Tatsachen sprechen, bedarf es keiner künstlichen Hypothesen!“ fuhr Gericke mit gehobener Stimme fort. „Wer jedoch vor Augen liegende und ausgemachte Erfahrungen nicht als Beweise gelten lassen will, mit dem ist nicht zu streiten!“

„Welch ein Narr!“ stieß Grambach, mit seinen Büchern beladen schon zwischen Tür und Angel stehend, hervor und tastete im Dämmerlicht der Diele nach dem Treppengeländer.

„... mit so einem ist wirklich nicht zu streiten“, wiederholte Gericke nun besonnener, fast mitleidig. „Mag er bei seiner vorgefaßten Meinung bleiben und mit den Maulwürfen in der Finsternis sein Wesen treiben...“

Als Grambach eiligen Schritts und mit wehendem Mantel den Hof durchmaß, nahm das Federvieh spektakelnd Reißaus. — Es war alles umsonst — jedes Wort, jeder Satz, jeder Federstrich, dachte der Magister im Weitergehen, und die Tasche mit den Büchern lastete schwer wie Blei in seiner Hand. —

*

Am Beginn eines ihrer nächsten Studiennachmittage nahm Iska einen Bogen und malte darauf mit Blaustift eine krumme Linie. Am Ende sah es so aus wie ein sanft ansteigender und ebenso sacht wieder abfallender Hügel. Die Freunde wußten bei allem guten Willen nichts damit anzufangen. Auch dann nicht, als das Mädchen auf die Spitze des Hügels einen kleinen roten Kreis setzte.

Ob sie denn den Ehrgeiz habe, ihnen ein Bilderrätsel aufzugeben, erkundigte sich Rudi, weil Iska gar nicht so tat, als wenn es dazu noch etwas zu sagen gäbe. Und Harald meinte, das sei dasselbe, wenn er statt seiner stilgerechten Nachbildung des Gerickeschen Anemoskops eine Handvoll Draht- und Blechgelumpe auf den Tisch gelegt hätte. Aus beidem würde kein Mensch schlau. Aber Iska bestritt es. — Was ein

richtiger Historiker sei, so erklärte sie, der müsse eben vielseitig sein. Vielseitig und peinlich genau in allen Dingen. Dabei guckte sie Harald wie zufällig von der Seite an. Aber Harald reagierte erst gar nicht darauf, sondern wartete wie ein Schießhund auf des Rätsels Lösung. Die bestand darin, daß Iska neben den vermeintlichen Hügel „Donau“ und neben den Kreis oben auf der Spitze „Regensburg“ schrieb. Augenzwinkernd sah sie von einem zum anderen und fügte ein bißchen von oben herab, wie es zuweilen ihre Art war, hinzu, daß sie nicht geahnt habe, wie wenig sie über die allerwichtigsten Dinge in Gericke's Leben Bescheid wüßten. Ja, und dann geschah noch etwas sehr Bemerkenswertes. Harald schüttelte nämlich mit einem kaum wahrnehmbaren Lächeln den Kopf, wischte mit der Kuppe des Zeigefingers über „Regensburg“ hin und tippte dann auf das jenseitige Ufer der Donau. Und das beschämte Iska sehr, weil sie ihn doch bloßstellen wollte und nun selbst die Bloßgestellte war. Regensburg gehörte wirklich auf die andere Seite.

Rudi dachte sich sein Teil, weil ausgerechnet Harald, der es mit „Kleinigkeiten“ noch nie so genau genommen hatte, auf den unscheinbaren Fehler aufmerksam geworden war. — Rudi interessierte sich dagegen mehr für geschichtliche Dinge. Als das Stichwort Regensburg gefallen war, dachte er darum gleich an den Reichstag zu Regensburg im Jahre 1654 und bezeichnete den 16. Mai jenes Jahres als den schwärzesten Tag für den Diplomaten Gericke.

Der Magdeburger Bürgermeister sei nämlich, so erklärte er dazu, mit hochgespannten Erwartungen auf der Reichsversammlung erschienen; denn er habe sich von ihr einen günstigen Entscheid für die Ansprüche seiner Vaterstadt erhofft. Stattdessen erwartete ihn die geschlossene Gegnerschaft der Kurfürsten und Fürsten, die alle seine Hoffnungen zunichte machte. Rudi hatte sogar die Abschrift ihres Beschlusses bei der Hand, worin es u. a. hieß: Der Schutzbrief Otto I. ist nur zu bestätigen, falls Magdeburg ihn in irgendeiner gültigen Form herbeizuschaffen vermag. — Auch dann bleibt die Stadt eine Landstadt, die dem Administrator zur Huldigung verpflichtet ist. — Die der Stadt zugestandenen Besitzrechte erleiden gewisse Einschränkungen. — Das Stapelrecht gilt als

widerrechtlich angeeignet, ist vom Kaiser wieder aufzuheben, und es ist zugleich eine Behinderung des Stapelrechtes zu verbieten, das der Kurfürst von Sachsen für Burg und Blumenthal beansprucht.

Das war ein harter Schlag für Gericke, der sich um die Früchte seiner jahrelangen diplomatischen Missionen gebracht sah und deshalb mit Unterstützung der Reichsstädte Protest einlegte. – Doch dann meldete sich Iska wieder mit ihrem Skizzenblock zu Wort. Und Iska konnte beweisen, daß der schwarze Tag für den Diplomaten Gericke zugleich einer der glücklichsten Tage für den Physiker Gericke wurde. Und das kam so:



Das Geheimnis der Magdeburger Halbkugeln

Über den Dächern von Regensburg war ein neuer Tag heraufgedämmert – ein strahlender Maientag, dem sich die zahllosen Blüten der Apfelbäume in den Gärten am Rande der Stadt, vom Tau der Nacht erfrischt, wie rosige Kindergesichter entgegendrängten. Wo die Gärten auf sanft gewellten Abhängen die Donauufer säumten und zwischen den Zäunen würzige Wiesenkräuter sproßten, rüsteten die Roßknechte der Fremden, die von überallher in Regensburg zum Reichstag zusammengeströmt waren, ihre Gespanne zum Aufbruch. Ein letztes Mal leuchteten die bunten Wappenwimpel aus der Mitte der einzelnen Wagenburgen vieler Fürstenhöfe und Städte im Licht der aufgehenden Sonne, bevor sie die Heimreise antraten.

Man hatte es eilig, verlud und vertäute, bürstete und nagelte, und einer kümmerte sich nicht um den anderen. Als aber ein Mann aus dem nahe liegenden Gasthaus, wo die Begleiterschaft der Abordnungen logierte, quer über die Wiese gelaufen kam und, eine Reihe greulicher Flüche ausstoßend, die Fäuste drohend in die Höhe hob, wurde man aufmerksam. Man blieb stehen und hielt wohl auch mit der Beschäftigung einen Augenblick inne.

„Das ist der Magdeburger!“ riefen sich einige zu, grinsten verschmitzt und trachteten danach, sich unauffällig zu verziehen. Sie hatten mit dem Auftritt gerechnet, mehr noch – sie hatten ihn, voller heimlicher Scha-

denfreude, herbeigeführt. Welche der Mannschaften ließ es sich auch ungestraft bieten, daß man ihr über Nacht eine von den Donauwellen ans Ufer gespülte tote Katze an den Wimpelstock band. Es war zwar nicht das erstmal, daß sie sich während der Dauer ihres gemeinsamen Aufenthaltes in Regensburg mit derben Streichen die Zeit vertrieben. Einen solchen, der Verunglimpfung des Ansehens einer ganzen Stadt gleichkommenden Schabernack, hatte es allerdings noch nicht gegeben. Irgend jemand war auf die Idee gekommen, nachdem es sich herumgesprochen hatte, daß die Ansprüche der Magdeburger Abordnung erneut abgelehnt worden waren. Mit dieser Entscheidung war das Schicksal der einst so überaus angesehenen Stadt an der Elbe endgültig besiegelt. Ein Spaßvogel hatte es sich einfallen lassen, dieser Degradierung auf eine besonders drastische Weise äußerlich sichtbar Ausdruck zu verleihen. So hatte es denn den Anschein, als würden sich die Löwen, die Adler und die Greifen aus den Wappen der übrigen Wimpel hohnlachend um die Magd zwischen den Burgtürmen scharen, unter deren Augen die Gemeinheit mit der toten Katze geschehen war.

Während die Knechte und die Kutscher vor der vermeintlichen Rache des Magdeburgers, der sich Henning nannte, in die äußersten Winkel ihrer Zelt- und Wagenburgen retirierten, stand der an einen Zaun gelehnt und spuckte Gift und Galle.

Ob Zorn bei ihm denn immer auf den Magen schlug, hatte schließlich jemand wissen wollen, der sich um den Magdeburger Sorgen machte.

Henning schüttelte den Kopf. Wo der Kerl sei, der ihm geraten habe, von dem neumodischen Gewächs, den Pataten, auch Artoffeln genannt, zu essen, wollte er wissen. Die verunzierte Standarte seiner Stadt beachtete er nicht. Man rief nach ihm, und Henning warf sich in das für die Pferde bestimmte Stroh. Dann berichtete er den mißtrauisch näher tretenden Männern, was geschehen war.

„Ei, warum bleibst du nicht bei Brot und Grütze?“ fragte man, „dieses Unkraut, dieses Giftzeug fressen nicht mal unsere Gäule!“

„Er sagte mir, selbst sein Kurfürst stünde der neuen Pflanze nicht ablehnend gegenüber. In Holland soll sogar der päpstliche Abgesandte für

ihren Anbau erworben haben. In Frankreich ißt sie der König Ludwig höchstpersönlich . . .!“

„Der? – Da kennst du die Herrschaften aber schlecht!“ belehrte ihn ein untersetzter Bursche aus dem Braunschweigischen. „Da gibt’s jeden Tag Hechtleber, Kapaun, Trüffeln und solche Leckerbissen!“

„Na, also – Trüffeln, da sagst du es ja selber“, mischte sich ein anderer ein, „Trüffeln sind nämlich Artoffeln – ein neues Nahrungsmittel. Aus dem Spanierland kommt’s herauf . . .!“

„Nein, aus Peru – das liegt auf der anderen Seite der Erde“, verbesserte jemand. „Wir haben zu Hause welche vorm Fenster stehen. Freilich nicht zum Essen!“ lachte er. „Wir sind ja keine hungrigen Magdeburger. Die hübschen Blüten haben’s uns angetan!“

„Ich glaube, das Zeug kommt direkt aus der Hölle. Schmeckt jedenfalls schauerhaft!“ schimpfte Henning und massierte sich den Magen. „Soll sich nicht erwischen lassen . . . Der Bamberger war’s, so ein Dicker. Ihr wißt doch, der nicht mit dem Löffel ißt, sondern mit . . . mit . . . wie heißt das Ding . . .?“

„Ach so – der Dicke mit dem spießigen Eßwerkzeug . . .!“

„Der Dicke mit der Gabel?!“ riefen zwei, drei Männer zugleich.

„Ja, ja“, nickte Henning. „Der mit der Gabel!“

„Er ist grad vorhin abgefahren mit seiner Gesellschaft!“ winkte ein baumlanger Hannoveraner im Vorübergehen ab. „Lebt wohl, wir reisen auch!“

„Gewaschen hat er sich auch nicht wie wir“, fügte ein Schwabe hinzu, „rieb sich stattdessen jeden Tag mit Duftwasser ein und meinte, die feinen Leute täten das auch!“

Henning spuckte aus. Man konnte nicht gleich entscheiden, ob es wegen des schlechten Geschmacks auf seiner Zunge oder aus Verachtung für gewisse feine Leute geschah. Die es sahen, wußten Bescheid. – Der Magdeburger war bereits dafür bekannt, daß er entschieden gegen die an den Fürstenhöfen immer weiter um sich greifende Verschwendungssucht Stellung bezog. Denn immerhin hatten ihn seine Reisen an der Seite Gerickes ein ganzes Stück im Lande herumgebracht. Wohin er

auch gekommen war – ob nach Nürnberg oder Wien, ob nach Prag oder Münster, nach Regensburg, Helmstedt oder Osnabrück – überall hatte er dieselbe unheilvolle Entwicklung beobachtet. Kaum daß der über drei Jahrzehnte währende furchtbare Krieg vorüber war, unter dessen Folgen die Bevölkerung unabsehbare Not litt, begann man an den Höfen der zahlreichen Residenzen Luxus nach französischem Muster zu treiben. Das wurmte ihn. So oft er daher Menschen seinesgleichen um sich wußte, redete er auf sie ein, nicht blind durch die Welt zu gehen und sich dagegen zu wehren, daß all der Aufwand auf Kosten des Volkes geschah.

„So nun schon dein Herr so verstiegene Einfälle hat, brauchst du doch nicht auch noch auffallen zu wollen!“ warf ihm der aus dem Braunschweigischen vor.

„Mein Herr?“ lächelte Henning. „der Bürgermeister ist mein Freund. Und außerdem gehen wir beide nicht darauf aus aufzufallen.“

„Habt Ihr schon gehört, der Magdeburger Bürgermeister hat’s mit der Luft!“ witzelte ein hessischer Knecht, ein kleines, stets zum Necken aufgelegtes Kerlchen, dem ein schwedischer Soldat im Krieg ein Ohr abgeschlagen hatte.

„Da kenn ich ein gutes Mittel“, antwortete ein noch verschlafen aussehender Alter mit einem braunen Wallach am Halfter. „Pfefferminz und Knöterich als Tee gekocht, dreimal durch die Nase saugen und dazu regelmäßig Umschläge machen . . . das hilft!“

Man lachte über das Mißverständnis. Doch dann unterhielten sich die Männer sehr ernsthaft über die von dem Magdeburger Bürgermeister neulich abends im Hof der „Goldenen Traube“ gezeigten Versuche mit der seltsamen Pumpe. Während einige Augenzeugen den übrigen das Gesehene in begeisterten Worten schilderten, fand Henning Zeit, die tote Katze unbemerkt zu betrachten. Es war ihm nicht gleichgültig, daß sie nun ihren Scherz mit dem Wappen der verarmten Stadt trieben; aber er hatte keine Lust, ihrem Spottbedürfnis durch lautes Lamento neue Nahrung zu geben.

„Gib’s doch zu!“ redete der Schwabe auf ihn ein, „kommst allmählich

in das Fahrwasser von Gericke . . . herumexperimentieren – und sei's auch nur mit Tartuffeln.“

„Ich wollte meinen Landsleuten mit der Botschaft eine Freude machen. Wäre doch eine feine Sache, wenn was zum Sattessen draußen auf den Feldern wüchse . . . es fehlt bei uns mal wieder am Nötigsten.“

„Dafür die kleinen Herrgötter!“ stellte der Schwabe erbittert fest, „die Fürsten und Herzöge und Grafen! Eine Schande fürwahr, wie sie drauflosleben!“

Von der Straße hörte man die Hornsignale aus dem Gefolge abreisender Gesellschaften. Staubwolken erhoben sich und verschwanden nach verschiedenen Richtungen.

Der aus dem Hessenland mit dem einen Ohr ließ sich neben Henning ins Stroh fallen. „Ich hab einen Vetter, der hat im Rathaussaal von Nürnberg mit bedienen helfen, damals beim Friedensbankett der Kaiserlichen und der Schweden nach dem großen Kriege“, berichtete er, an die Worte des Schwaben anknüpfend. „Vier Gänge wurden serviert – jeder Gang zu hundertfünfzig Speisen. Jawohl, ihr lieben Leute, ihr Hungerleider, ihr Matzraufer, ihr elenden, da staunt ihr, he? Sechshundert Gerichte . . . verziert mit Gärten, Burgen und Siegesbogen, mit Bildern aus Sage und Götterwelt . . . alles eßbar, versteht ihr, alles eßbar!“

Die Roßknechte, Kutscher und Begleiter sahen einander bedeutungsvoll an. So ähnlich wie es in Nürnberg an jenem Festtag zugegangen war, lebte man auch in den heimatlichen Residenzen.

„Habt ihr eine Ahnung, wie hungrig Staatsgeschäfte machen und die Verhandlungen am grünen Tisch.“ – Er sah augenzwinkernd zu dem Palast hinüber, hinter dessen festlich geschmückten Mauern die hohen Herren seit Wochen aufs eifrigste stritten und berieten, wenig beschloßen und noch weniger zur Ausführung brachten.

„Wenn's nur das wäre“, ergänzte der Schwabe, „Zollunterschlagungen, Wuchergeschäfte und Schleichhandel gehören schon bald zum guten Ton.“

„Und kommt tatsächlich etwas von einem solchen Betrug ans Tageslicht, erscheint eine kaiserliche Kommission aus Wien“, fuhr Henning fort.

„prüft den Fall und steckt einen großen Teil des unsauberen Gewinns zum Schluß in die eigene Tasche!“

Einige nickten verständnisinnig, andere schmunzelten verlegen und rieben sich die Kinnladen.

„Und wer ist der Genasführte?“ fragte Henning sie, indem er sich erhob, um zu sehen, was bei den Wagen vorging. „Der Kleine Mann, der Bauer, der Tagelöhner, der Handwerker – ihr alle, du und ich!“ rief er aus. „Ich sage euch, bewahrt euch den Blick für solche Ungerechtigkeiten! Zwischenschlagen möchte man am liebsten!“

Sie schwiegen mit gesenkten Köpfen. Aber an ihren Zügen, an ihren Augen und an ihrer ganzen Haltung erkannte er, daß er ihnen aus der Seele gesprochen hatte.

Wieder rumpelte eine Wagenkolonne mit fliegenden Standarten der Straße zu. Die Fahrzeuge waren bunt bemalt, und das Lederzeug der Pferde besaß viel Messingbeschlag. Gänseherden liefen laut schreiend auseinander, Peitschen knallten, Kinder und Hunde rannten neben den Wagen her und gaben ihnen das letzte Geleit. Der Wind trug Blütenschnee durchs Land.

„Das ist der Lübecker Doppeladler!“ sagte Henning, als er das Wappen im Sonnenschein leuchten sah. – Man staunte über die vortreffliche Ausrüstung des Zuges und war von der Aufmachung der starken Delegation entzückt. „Eine freie Reichsstadt“, nickte Henning versonnen vor sich hin. Niemand wußte, warum er dabei ein so verdrossenes Gesicht machte . . .

Gleich darauf schmetterten Fanfaren – die Fanfaren des Kaisers. Alles sah sich um. Es dauerte nicht lange, da hatte es sich herumgesprochen, daß den Anwesenden ein auf der ganzen Welt noch nie erlebtes Schauspiel dargeboten würde. Aus diesem Grunde, so hieß es, habe sogar Seine Kaiserliche Majestät, Ferdinand III., die bereits vorgesehene Abreise zurückgestellt. Auch Könige und Fürsten gedächten noch zu bleiben.

„Was wird's schon sein?“ zuckte der Schwabe im Nähertreten die Schultern, „da fressen gleich zwei um die Wette Lerchenzungen oder Kaviar!“

„Unsinn!“ grinste der hessische Roßknecht mit einem flinken Blick auf Henning. „Artoffeln gibt’s.“

„Da bringen sie tatsächlich schon die beiden Schüsseln!“ rief der aus dem Braunschweigischen. Er deutete auf einen Wagen, auf dessen Lade­fläche zwei halbkugelartige Metallgefäße ruhten, jedes von einem knap­pen Meter im Durchmesser.

„Guckt doch mal, da oben!“ machte sie ein anderer aufmerksam. Er zeigte zur Terrasse hinauf. „So viel großartige Männer seht ihr sobald nicht wieder auf einem Haufen.“

„Wenigstens so viel Gold und Diamanten nicht“, verbesserte Henning, der sich ziemlich teilnahmslos im Hintergrund aufhielt. Erst als er auf die beiden „Schüsseln“ aufmerksam geworden war, die man inzwischen in der Mitte des Platzes abgeladen hatte, drängte er sich nach vorn.

„Holt eure Pferde!“ rief er beim Anblick der Halbkugeln aus, und über sein so lange mürrisch gewesenes Gesicht ging ein Leuchten.

„Die Pferde?“ fragten sie, „wozu denn die Pferde?“

Da sah Henning auch schon seinen Freund Otto Gericke auf die beiden Halbkugeln zugehen. Er beobachtete des weiteren, wie er die rechte Hand hob.

„Ja, ja – die Pferde . . . fünf, sechs . . . nein, acht Paar Pferde!“ be­stätigte Henning da. Dann rannte er auf Gericke zu.

„Ob er wieder künstliche Wolken machen wird?“ mutmaßte einer der Knechte, der sich der Versuche in der „Goldenen Traube“ erinnerte. Dort hatte der Magdeburger Bürgermeister durch plötzliches Einströmen­lassen von Luft in eine luftleere Glaskugel erst Wind, dann Wolken und am Ende Nebel erzeugt. Und ein anderer sagte: „Klug ist der Gericke, lenkt die Aufmerksamkeit der hohen Herren nun auf diese Weise auf die Magdeburger Sache. Muß seine Heimat recht lieben!“

Die Sonne selbst war voller Neugier und besah sich die eigentümlichen Gerätschaften – die blanken Kupferschalen und die Pumpe – mit solcher Eindringlichkeit, daß es von ihrem Widerschein blitzte und blinkte.

„Ist der Lederring mit Wachs und Terpentin getränkt?“ fragte Gericke, als er sah, daß dieser den Dichtungskranz auf den Rand der einen Kugel-





hälfte legte. — Henning betastete ihn sorgfältig und bepinselte dann die trocken gewordenen Stellen mit der vorbereiteten Lösung. Gericke überprüfte den Mechanismus der Pumpe. Er zog Schrauben nach.

Es hat ihn mächtig mitgenommen — die Verhandlungen — der Streit — die Enttäuschung . . . Er sieht angegriffen und verstimmt aus, dachte Henning bei sich, wenn er einem Blick des Freundes begegnete. Hoffentlich dauern den Herrschaften unsere Vorbereitungen nicht zu lange. — Er sah sich um. Fünfzehn, zwanzig Landesoberhäupter standen da versammelt. Vorn an der Brüstung stand der Kaiser in einem roten, brokatbestickten Mantel und verfolgte jeden Handgriff. Wenn das die Magdeburger erfuhren — der Adlerwirt und Frau Dorothea, Metzgermeister Papendieck, Keilholz und der Meister Albrecht —, die würden Augen machen. Schade, daß der alte Lieberenz bereits unter dem Rasen ruhte. Stimmengewisper drang an sein Ohr. Es roch nach Öl und Pferdeleibern.

„Aufpassen, daß kein Sand oder Gras mit eingeklemmt wird“, warnte Gericke bereits, packte die eine Hälfte der Kugel bei den angeschmiedeten Ringen und wartete, bis Henning die andere Hälfte ergriff und die Öffnungen aus der Horizontalen in eine gemeinsame Senkrechte brachte.

„Halt — gut so — noch ein bißchen! Genug!“ dirigierte Gericke in energischerem Ton als sonst den Vorgang des Zusammenschlusses. Dann brauchte er links und rechts nur noch seine Hände auf die Wandungen der Kugelhälften legen, um so einstweilen zu verhindern, daß sie wieder auseinanderklafften. — Der Ventilstutzen der Pumpe wurde in die Mündung des Absperrhahnes der einen Kugelhälfte geschoben. Ventil und Hahn geöffnet — dann begann die Pumpe mit dem Saugprozeß.

Henning bediente den Hebelarm. Er machte ein feierliches Gesicht dabei und gab sich obendrein Mühe, daß er beim Bücken keinen all zu argen Katzenbuckel machte. Man mußte unter den Augen des Kaisers schließlich anders pumpen als zu Hause, wenn nur die Magdeburger zusahen. — Gericke bemerkte den Unterschied und amüsierte sich ein bißchen darüber, obwohl ihm nicht besonders froh ums Herz war. Daß er seine Kugel unter den Händen fühlte, war ihm Trost, und das saugende Geräusch der Pumpe empfand er wie einen guten Zuspruch. Das Metall

war von der Sonne erwärmt. Sein rötlich-goldenes Leuchten erinnerte ihn an das Blütenfeuer der Kapuzinerkresse, das der Südwind bald wieder an dem alten Brunnen im Remtergang des Domes entfachte. Heimweh und Verlassenheit nagten in ihm. Ja, er sehnte sich nach dem zerstörten, verarmten Magdeburg . . . jetzt, da man ihn vor dem Forum dieses Reichstages erneut abgewiesen hatte, mehr denn je. Er sehnte sich nach ihren Menschen und nach den Ufern der Elbe, nach dem ernsten, tiefdröhnenden Gesang der Domglocken und nach jedem Berg behauener Steine, aus dem sich ein neues Haus erbauen ließ. Er würde weiter um die Rechte der Stadt kämpfen, und sei es um den Preis seiner gesamten Gerätschaften, seiner Kugeln und Pumpen. Mochten sie ihn nur fragen, ob er sie hergeben wolle. Er brauchte nicht ihr Geld als Gegenwert, er brauchte starke, einflußreiche Freunde . . . Freunde für Magdeburg.

Hennings Pumpenzüge wurden kürzer. Das Vakuum kündigte sich an. „Zweimal zwei Deichseln anhängen!“ befahl er dann, nachdem er den Hahn an der Kugel endgültig verschlossen hatte, und sah sich nach den Pferden um.

„An jeder Deichsel schirrt ihr dann zwei von euren verhungerten Gäulen an!“ vervollständigte Henning die Anweisung mit einem verschmitzten Lächeln, während er einen aufdringlichen Geruch wahrnahm.

„Du hast’s nötig!“ protestierte gleich einer für alle. „Verhungert . . .!“ – Das war der Bamberger, dessen Herr noch rechtzeitig von dem Schauspiel gehört hatte und der deshalb umgekehrt war, um daran teilzuhaben.

Henning vergaß einen Moment lang seinen Auftrag und blieb mit geballter Faust vor dem Bamberger stehen.

„Du Unglücksrabe!“ lachte der, weil er schon über Hennings Empörung unterrichtet worden war. „Ihr Magdeburger tut doch sonst so, als ob ihr die Weisheit für euch gepachtet hättet. Natürlich sollst du sie nicht roh wie Äpfel und Birnen fressen . . . Gekocht natürlich, hast du verstanden, gekocht! Und hernach noch zubereitet!“

„Womit?“

Der Bamberger griff in die Tasche. „Hier steht alles drauf“, sagte er und reichte ihm ein Rezept.

„Alle Pferde richtig angespannt?“ fragte Gericke indes, während die Knechte voller Verwunderung über Sinn und Zweck des Vorgangs an zwei Seiten der mit Ringen versehenen Kugel je vier Pferde anschnitten.

„Was sollen die Fastnachtsscherze?“ lachte der Bamberger auf, „wenn die Rösser anziehen, springt die Kugel auf. Sie ist doch an der Nahtstelle zwischen den Hälften weder verschraubt noch vernietet!“ Er lachte noch einmal. „Die Magdeburger sind komische Käuze!“

„Eure Gäule reißen die Kugelhälften nie im Leben auseinander!“ erwiderte Henning beiläufig.

Da lachten auch die anderen Knechte, griffen in die Leinen und warteten nur auf das Kommando zum Antritt.

„Wetten wir um deine Gabel!“

Der Bamberger nahm ohne Bedenken an und versprach dazu noch seinen Justaucorps, einen prachtvoll gestickten Galarock mit weiten Ärmeln, prächtigen Knöpfen und eleganten Aufschlägen. Er hatte sich ihn extra aus Frankreich mitgebracht, wo ein derartiges Kleidungsstück gerade in Mode gekommen war.

Dann erscholl das Kommando. Die Ketten strafften sich, die Rösser senkten ihre Nacken und zogen in entgegengesetzter Richtung an. Zwischen ihnen befand sich die Kugel. Sie blieb wie sie war – rund und geschlossen. Der Kaiser neigte sich über die Brüstung und schaute aufmerksam hinab. Könige und Fürsten seines Gefolges beobachteten die Zerreißprobe mit gespannter Aufmerksamkeit.

„He, Bamberger, was ist los?!“ lachte Henning. „Hättest deinen Schaukelpferden heute früh mehr Hafer geben sollen!“

Der sah sich verdrießlich um, griff dann, wie alle anderen Knechte zur Peitsche und hieb kräftig drauflos. Die Tiere verdoppelten ihre Anstrengungen. Sie zerstampften mit ihren Hufen das Gras der Wiese und rissen voller Wucht an den Deichseln.

Gericke stand schweigend dabei. Um ihn herum versank der Tag, versanken Gärten und Häuser und die Neugier der Schaulustigen. – Die

beiden Schüsseln in der Kate des Fährmanns fielen ihm ein, die mißglückten Versuche mit dem Bierfaß, die ersten unvollkommenen Ventilkonstruktionen . . . Zahllos waren die Glieder der schier endlosen Gedankenkette, die sich durch Monate und Jahre wand. Sie ließ ihn verzagen und beglückte ihn zugleich, sooft er sah, wie sie wuchs und stärker wurde. Ja, auch die Schwefelkugelexperimente waren nötig, um das Wesen der wirkenden Weltkräfte zu erschließen. Es gab Umwege und Irrtümer, Trugschlüsse und Fehler – es mußte wohl so sein. Erst die überwundenen Irrtümer machten den Erfolg so wertvoll. Gericke betrachtete die Kugel – seine Kugel . . . die Gestalt gewordene Idee von der in der Atmosphäre ruhenden Kraft. Welch ein Tag . . . Hunderttausend Blüten schienen nur für ihn zu blühen, und die Sonne beschah noch immer staunend ihr Konterfei. Das war rot und golden und leuchtend zugleich.

„Schirrt auf jede Seite zwei weitere Pferde dazu!“ rief Henning auf ein Handzeichen Gerickes.

Da gaben die Kutscher es auf – Leinen und Ketten entspannten sich. Die Kugel sank ins Gras.

„Ja, träume ich denn?“ sagte der Bamberger und griff sich an den Kopf. „Zwei halbe Hohlkugeln – unverschraubt und nur lose aufeinandergelegt . . .“

„Und luftleer gemacht“, ergänzte der Schwabe, „darin muß wohl das Geheimnis bestehen.“

„Das ist kein Geheimnis!“ rief Henning dazwischen, „das ist eine Erkenntnis. Unser Bürgermeister hat danach so viele Jahre geforscht wie der Krieg gedauert hat.“

So lange wie der Krieg gedauert hat. Sie mußten darüber nachdenken. Manch einer hatte Haus und Hof, Weib und Kind in diesem grausamen Krieg verloren.

„Dagegen verblaßt sogar die Neuigkeit mit deiner Gabel!“ stellte der Kleine mit dem einen Ohr fest, während man je ein weiteres Pferdepaar zu den bereits angespannten gesellte, um die Zugkraft beider Seiten zu erhöhen.

„Seine Gabel?“ lachte Henning, „ab sofort ist es meine Gabel!“ Sprach's und zog dem verzweifelnd dreinblickenden Bamberger das mit großem Stolz spazierengetragene Eßgerät aus dem Knopfloch seines Galarocks. „Und der gehört mir nun auch!“ ließ Henning nicht locker.

Der Bamberger sträubte sich. Und als er angesichts der drohenden Haltung der übrigen weder ein noch aus wußte, erbat er sich die Chance, zunächst noch den bevorstehenden Versuch mit sechs Pferden auf jeder Seite abzuwarten.

Henning war einverstanden. Der Bamberger hatte ihm das Tartüffelrezept – eine viele Zeilen lange Anweisung zum Sieden, Kochen und Braten der fremdländischen Knollen unter Zuhilfenahme von einem runden Dutzend Zutaten – geschenkt, also mochte ihm die Gnadenfrist vergönnt sein.

„Fertig!“ rief Gericke und gab den Knechten nach Prüfung des Ventils erneut einen Wink.

Zwölf Pferde warfen sich erneut in die Gurte, Peitschen knallten, Flüche wurden ausgestoßen – Ketten und Seile waren zum Zerreißen gespannt. Doch die Naht der Kugel blieb unverrückbar fest wie festgeschmiedet.

Kaiser und Fürsten waren hellauf begeistert. Als Henning an der Terrasse vorüberging, sah er zwei der hohen Herren im eifrigen Gespräch vertieft. Professor Kaspar Schott vom Akademischen Gymnasium zu Würzburg war der eine, der andere Kurfürst Johann Philipp von Mainz. Henning hörte den Professor sagen, daß er keine Bedenken trüge zu bekennen, nie zuvor etwas Bewunderungswürdigeres gesehen zu haben. – Nur der Fürst Bodenstein rümpfte die Nase. Für ihn, so meinte er, sei in solchen Fragen der Magister Grambach aus Göttingen maßgebend, der in seinen Büchern nachgewiesen habe, daß es kein Vakuum gäbe.

Währenddes führte der Bamberger einen verzweifelten Kampf um seinen Galarock. Er riß wie besessen an den Zügeln seiner Gäule, daß die Trensen ihnen die Kiefer blutig rieben und der Schaum in Flocken von ihren Mäulern fiel. Ja, es gelang ihm sogar, die drei Gespanne von der anderen Seite um ein, zwei Längen zum Zurückweichen zu zwingen. Doch die beiden Halbkugeln zu sprengen, gelang ihm nicht. Er mußte es

aber unter allen Umständen versuchen, wenn er seinen französischen Galarock behalten wollte. Darum schwang er sich auf das Handpferd und hieb ihm die Absätze seiner Stiefel in die Weichen. Dann brüllte er dem Tier mit hochrotem Kopf seine Anfeuerungsrufe in die Ohren. Die Knechte, die wußten, um was es ging, waren starr vor Staunen.

„Ich muß die Magdeburger Halbkugeln haben!“ rief der Kurfürst von Mainz über ihre Köpfe hinweg, und seine Hände klatschten voller Ungeduld auf das Geländer der Terrasse. „Professor, Ihr müßt die Gericke'sche Versuchsreihe wiederholen!“ wandte er sich an den gelehrten Jesuiten, der ihn in allen wissenschaftlichen Fragen beriet. „Es gibt nichts Aufsehenerregenderes auf diesem Gebiet. Man muß für die Verbreitung dieser Forschungsstat sorgen! Was meint Ihr dazu?“

Fürst Bodenstein lächelte abfällig. Doch der Professor, der sich bis dahin angestrengt mit dem aus Italien herbeigeeilten italienischen Wissenschaftler Toricelli, dem Erfinder des Quecksilberthermometers, unterhalten hatte, nickte zustimmend. „Die Sonne hat niemals etwas Ähnliches beschienen!“ rief er unter dem Beifall Toricellis aus, entschuldigte sich bei dem Kurfürsten und eilte mit ausgestreckter Rechten auf den Magdeburger Bürgermeister zu.

Im gleichen Augenblick glitt der Bamberger unauffällig von seinem Pferd, sprang auf die Erde und rannte davon. Als Henning es bemerkte, war es für eine Verfolgung schon zu spät. Zudem erforderte das Anschiiren zweier weiterer Paar Pferde seine Aufsicht.

Dann knallten ein drittes Mal die Peitschen. – Nunmehr über sechzehn Pferderücken, die, schweißnaß und mit fliegenden Flanken, einen erneuten Angriff auf die verhexten Kugeln unternahmen.

„Nun wird's gelingen!“ rief Gericke zur Terrasse hinauf, wo Könige und Fürsten, um den Kaiser geschart, noch immer staunend beieinanderstanden.

Henning weidete sich an den entgeisterten Mienen der hohen Herren. – Im gleichen Augenblick stürzte einer der Hengste und riß einen zweiten mit. Man unterbrach das Experiment, um auch den übrigen Pferden eine Verschnaufpause zu gönnen. Gericke benutzte sie dazu, um das Ven-

til zu öffnen, so daß der einseitige Druck der Atmosphäre aufgehoben wurde. Dann bat er den Akademieprofessor, die Halbkugeln zu trennen. Der brauchte sie nur leicht anzurühren, da sank die eine Hälfte links, die andere rechts zu Boden. Die Zuschauer nahmen nur völlige Leere wahr.

Beifall brauste auf und Hochrufe erschollen. Aber Gericke wehrte ab und begann, mit Hennings Hilfe die zusammengelegte Kugel erneut luftleer zu pumpen. Professor Schott und der voreingenommene Fürst Bodenstein sahen aus nächster Nähe zu. Auch einige Roßknechte standen interessiert dabei.

„Die Luft soll's nun machen!“ flüsterte einer. „Ich glaub's nicht!“

„Luft hat doch keine Krallen!“ erwiderte ein anderer. „Es ist alles Zauberei!“

Und der Fürst Bodenstein, der die Knechte bestochen hatte, so zu reden, meinte: „Daß ein kleiner, unscheinbarer Bürgermeister die Stirn hat, Kaiser und Könige zu düpiern . . . unerhört!“

Der Professor sah Gericke betroffen an, weil er sich für das herausfordernde Benehmen des Fürsten schämte. Aber Gericke blieb gelassen und sagte, so daß es der Fürst nicht überhören konnte: „Was soll ich derartiges Gerede widerlegen! Es ist überflüssig. Auf Versuche ist mehr Wert zu legen als auf das Urteil der Dummheit, die stets Vorurteile gegen die Natur zu spinnen pflegt . . .! – Los Leute, die Pferde.“ –

Der Bamberger war so lange hügelan gelaufen, bis der berankte Mauervorsprung einer der bischöflichen Gärten ihm die ersehnte Deckung verhieß. Schwer atmend ließ er sich ins Gras sinken und blickte von hieraus in die Talsenke zurück. Er war nicht vor der verlorenen Wette ausgerückt – ihm bangte vor der unheimlichen Kugel.

„Sagt, Fremder, was gibt's da unten?“ sprach ihn unvermittelt eine Stimme an.

Der Bamberger blickte sich erstaunt um. Im Schatten der von Blütenschnee schweren Zweige stand eine Gruppe Menschen – Landarbeiter, Gärtner und Knechte – und spähten über die Mauer auf den Schauplatz des absonderlichen Geschehens herab. – „Ist's nicht geheuerlich,

weil Ihr davongelaufen seid?“ drang der Sprecher, ein härtiges Männlein mit sorgenumwölktem Gesicht, weiter in den Bamberger.

„Ein gelehrter Mann, ein Tausendsasa, ist aus dem Norden hier und zeigt dem Kaiser seine Wunderkugel . . .“

„Und die Rösser? Was ist mit den Rössern?“ krächte ein flachsblondes Bürschchen, von dem nur die barfüßigen Beine und der Kopf zwischen den Zweigen eines Zwetschenbaumes hervorsahen.

Der Bamberger blickte in ein Dutzend fragender Augenpaare. „Seht doch selbst!“ antwortete er. „Sechzehn Gäule reißen an der Kugel, die in der Mitte zusammengelegt ist wie meine Hände hier . . .“

„Was hat das denn für Sinn?“ grübelte der Alte und starrte offenen Mundes über die Mauer auf den großen Platz, wo er als Knabe manch erregenden Turnierkampf erlebte. „Will er etwa zeigen, daß die Erde eine Kugel ist, um die sich Gott und der Teufel streiten?“

„Da, da – seht doch!“ rief der Bamberger und beugte sich nach vorn, „die Pferde – sechzehn Pferde – und die Kugel lose zusammengefügt wie meine Hände . . . es ist nicht zu glauben!“

Plötzlich gab es einen lauten Knall. Je acht Rosse preschten mit der einen Hälfte nach links und mit der anderen Hälfte nach rechts zwanzig, dreißig Meter weit los, ehe die Knechte sie zum Stehen brachten. Auf der Terrasse entstand Bewegung. Man hörte Hochrufe und Händeklatschen. „Unsere schöne Erde!“ jammerte der Alte, „zerstört und zerrissen wie diese Kugel dort.“

Aus den Zweigen des Zwetschenbaumes erscholl unbekümmertes Jungelachen. „Das müßt ein Spaß geben am Jüngsten Tag, wenn der Teufel und der himmlische Vater beim Raufhändel um die große Murmel rückwärts Purzelbäume schlagen.“

Der Alte machte ein böses Gesicht. Dann wollte er von dem Bamberger wissen, womit man denn dem gelehrten Manne aus dem Norden eine Freude machen könne. Und dabei dachte er insgeheim schon daran, daß er sich auf diese Weise ein bescheidenes Plätzchen auf der Hälfte der Kugel sichern könne, die nach dem großen Zwist in den Armen des Allmächtigen verbliebe.

„Bringt ihm einen Korb mit Pflanz-Artuffeln“, riet ihm der Bamberger. „Klug sind die Magdeburger, verteufelt klug – aber hungrig wie die Kirchenmäuse.“

Die Luft war voller Düfte und dem ununterbrochenen Gesumm der Bienen. Der Donaustrom wandt sich durch die weiß- und rosarotschäumenden Fluren, und am Himmel über den Dächern und spitzgiebeligen Kirchen der Stadt türmte sich das schwere Gewölk eines Maigewitters.

*

Am Tage ihrer großen Generalprobe geschah das Unfaßliche – Otto von Guericke (wie er sich seit Verleihung des Reichsadels durch Kaiser Leopold I. im Jahre 1666 nannte) hatte Angina.

Iska war untröstlich. Die Freunde saßen da mit ihren Manschetten und Spitzenkragen aus Seidenpapier und kamen sich vor wie bestellt und nicht abgeholt. (Für alle die, die noch nicht ahnen sollten, was los ist: Die letzten Szenen aus dem Leben und Wirken des berühmten Magdeburgers hatten Iska und die Jungen in einem Laienspiel darstellen wollen.) Eberhart Hildebrandt hatte die Rolle des Guericke übernommen. Er befand sich nämlich in dem beneidenswerten Zustand, die ersten Vorboten eines sich andeutenden Stimmbruchs zu verspüren. – Nun aber, da feststand, daß ihn eine üble Halsentzündung außer Gefecht gesetzt hatte, waren die drei wieder sich selbst überlassen. Und das ausgerechnet am Tage der großen Generalprobe.

Harald hatte gerade angefangen, aus seinem Papierkragen kleine Männer zu reißen, als Iska kurzerhand vorschlug, einstweilen ohne Guericke zu proben. Erst hielten sie das für eine Kateridee. Aber schließlich einigte man sich darauf, in die unbesetzte Rolle abwechselnd einzuspringen, bis anderweitig Rat geschaffen sei. Das war zwar kein idealer Zustand, aber immer noch besser, als wenn gar nichts geschah.

Was die drei in dem Spiel darstellten? Nun – sich selber. Ein Mädchen und zwei Jungen aus Magdeburg. Allerdings aus dem Magdeburg vor 280 Jahren, als Metzgermeister Papendieck noch lebte und der Adlerwirt und der lange Heinrich . . .

Von des Lebens unabänderlichen Gesetzen

Metzgermeister Papendiecks Sülze war von unterschiedlicher Qualität. Das wußte die ganze Stadt schon, bevor der lange Heinrich an jenem Sommerabend im „Schwarzen Adler“ mit seinem Stiefel nach dem glatzköpfigen Mann mit der spitzen Zunge gezielt hatte. Und das war so geblieben, obwohl seit diesem Ereignis runde zwanzig Jahre vergangen waren. Papendiecks Winterastern dagegen waren sich ewig gleich geblieben – gleich groß, gleich bunt, gleich schön.

So tut eben jeder, was er kann, für die Bestätigung eines der wichtigsten Gesetze dieser Welt: Der Mensch in seinem dunklen Drange ist schwankend wie ein Rohr – unwandelbar allein ist die Natur. –

Der Magdeburger Junge, der diese weisen Worte aus seinem Schuldiarium am Ende einer tiefgründigen Überlegung überdachte, war der beste Naturwissenschaftler seiner Klasse. Und weil er zugleich ein guter Turner war, fiel es ihm nicht sonderlich schwer, Papendiecks Zaun mit einer eleganten Flanke zu überspringen. Es war neblig, und die Flanke hatte kein Mensch gesehen. Und wenn Jakob Constabel nicht dabei gewesen wäre, hätte es nicht einmal jemand gehört. Jakob war so alt wie Markus, der Zaunspringer; sie gingen beide in dieselbe Klasse, kauten beide gern Süßholz und hatten auch sonst noch mancherlei gemein. Dazu gehörte die Vorliebe für die Bastelei. – (Zwar gab es weder Stabilbaukästen noch Anleitungen zum Bau von Segelflugmodellen, ebenso wenig wie es etwa Sportplätze oder Jugendbücher gab oder Schriftsteller, die welche schrieben. – Das heißt, eigentlich gab es doch schon welche – Daniel Defoe, zum Beispiel, der Verfasser des Lebens und der Abenteuer Robinson Crusoes, und den geistigen Vater von Gullivers Reisen, Jonathan Swift; aber die waren damals – 1672 – selbst noch Kinder.)

Jakob und Markus hätten also in ihrer Freizeit Höhlen in den Elbsand graben oder, nach dem Vorbild der Leute, die schon seit vierzig Jahren die zerstörten Straßen der Stadt wieder aufbauten, kleine Häuser bauen können. Aber Markus und Jakob taten beides nicht. Sie belächelten solche Spielereien und – wurden selbst belächelt. Wann wird man von seinen Mitmenschen belächelt? Wenn man seiner Zeit voraus ist. – Warum wurde der Magdeburger Bürgermeister belächelt? Weil er etwas tat, was viele seiner Zeitgenossen nicht verstanden. Markus und Jakob behaupteten ebenfalls, ihrer Zeit voraus zu sein und hielten sich deshalb natürlich auch für unverstanden. Zwar nur von ihren Klassenkameraden – aber immerhin. Und dabei taten sie nichts weiter, als aus alten Brettern, Blech und anderem Zubehör kleine Wagen zu basteln. Automobil-Urahn, oder so etwas ähnliches. –

Als Hanna, ein um ein knappes Jahr älteres Mädchen aus ihrer Nachbarschaft, die Freunde hinter Papendiecks Zaun im Nebel herumhantieren sah, war sie darüber nicht wenig erstaunt. Eigentlich hatten sie sich pünktlich um drei an der Ecke Münzstraße treffen wollen. Es war schon dreiviertel vorbei, und die Jungen machten durchaus nicht den Eindruck, als wenn sie auf sie warteten.

„Sapperlot! – Was soll denn das bedeuten?“ rief sie aus und raffte ihr viel zu großes Schultertuch zusammen, das gar nicht ihr Tuch war, sondern ihrer Schwester gehörte. „Ihr habt doch nicht etwa . . .“

Eine vornehme Dame mit Federhut und steifer Halskrause ging, den rotseidenen Rock unter dem weiten Mantel behutsam geschürzt, vorüber.

„Wo denkst du hin?“ winkte Jakob ab. In seinen unter dem Knie zusammengebundenen, rüschverzierten Hosen machte er heute einen feierlichen Eindruck.

„Ihr habt die Blumen gestohlen!“ beharrte Hanna und wischte sich flüchtig, damit die Jungen es nicht sehen sollten, einen Tropfen von der Nase. Es war naßkalt, und es nieselte fortgesetzt. „Mit einem solchen Strauß wollt ihr zum Bürgermeister gehen? Da geht man schön allein!“

„Merkst du was?“ fragte Markus den Freund, indem er seine frischgepflückten Blumen im Weitergehen ordnete. „Das hochwohlgeborene

Fräulein hat keine Lust mehr.“ Und an Hanna gewandt: „Wenn du keinen Mut hast, hättest du das früher sagen sollen . . . andere wären gern mitgekommen.“

Sie gingen schweigend nebeneinander her. Rollwagen holperten über das Pflaster, und neben den Wagen gingen Knechte mit brennenden Fackeln, um entgegenkommende Fahrzeuge rechtzeitig zu warnen.

„Wer aber hingeht und nimmt sein Eigentum, ist kein Dieb!“ heißt es in der Bibel!“ versuchte Jakob das Mädchen zu beschwichtigen.

„Eigentum? Euer Eigentum?“

„Oder weigert sich nicht auch die Metzgerinnung, die Stadtschulabgaben zu bezahlen?“

„Die Gelder sind dazu bestimmt, unsere Schule zu unterhalten, nicht wahr!“ ergänzte Jakob die Feststellung des Freundes. „Der Prozeß mit dem Scholarchat geht nun schon jahrelang. Überleg doch mal, was der Metzgerinnung da täglich allein an neuen Zinsschulden erwächst.“

Hanna sah verwundert von einem zum anderen. Dann sah sie auf den Blumenstrauß. „Also . . .“

„Zinsen, sozusagen“, sagte er dann, „von den Gläubigern eigenhändig eingetrieben!“

Hanna war sprachlos. Sie lächelte ein bißchen verlegen, als sie weitergingen. So ganz unrecht haben sie nicht, dachte sie dabei. – Der Magistrat, der die altberühmte Stadtschule nach ihrer Zerstörung mühselig wieder eingerichtet hatte, kämpfte seit vielen Jahren vergeblich um die Mittel für ihre Unterhaltung. Alle Urkunden und Register, aus denen die regelmäßigen, von den Innungen zu leistenden Abgaben an das Schulamt ersichtlich waren, hatte der Krieg vernichtet. So mußte man sich denn bei der Schuldeinzahlung auf das Gedächtnis eines alten Küsters verlassen. Kein Wunder, daß es zu Mißhelligkeiten kam. Niemand wollte freiwillig zahlen. Am Ende war die Schule auf die schwer belastete Kämmereikasse der Stadt angewiesen. Die Folge davon war, daß es an den wichtigsten Lehrmitteln mangelte und die Unterrichtsausbeute für die Kinder immer magerer wurde. Erst als Guericke im Jahre 1655 das Scholarchat übernahm, trat darin ein Wandel ein. Er

strenge Prozesse gegen die einzelnen Innungen an und ertritt der Schule bald wieder eine jährliche Einnahme von über zweihundert Talern. Das war viel Geld in damaliger Zeit.

An jenem nebligen 20. Novembertag des Jahres 1672 beging Otto von Guericke seinen siebzigsten Geburtstag. Aus diesem Anlaß hatten sich die Schüler der Stadtschule aus Dankbarkeit gegenüber ihrem Bürgermeister entschlossen, eine Gratulationsabordnung zu entsenden. – Bei den beachtlichen Noten ihrer Mitschüler Jakob Constabel und Markus Winter in Naturlehre und Mathematik, den Lieblingsfächern Guericke's, war die Wahl auf diese beiden gefallen. Zu ihnen gesellte sich, der Vollständigkeit halber, aber auch deswegen, weil Mädchen sich oft am besten benehmen, Hanna.

„Ich klopfe, du gibst die Blumen hin und du sagst ein paar passende Worte“, verteilte Jakob die Rollen, wobei er Hanna die Aufgabe zuwies, für sie alle zu sprechen.

„Wie sieht denn das aus?“ protestierte die und betupfte sich mit dem gleichfalls bei ihrer größeren Schwester entliehenen Spitzentaschentuch das Gesicht. „Reden muß einer von euch.“

„Dann gibst du also die Zinsen hin!“ schaltete sich Markus erleichtert ein, weil er bereits etwas von seiner anfänglichen Sicherheit eingebüßt hatte.

„Die Blumen? – Nein!“

„Darum haben wir dich doch mitgenommen.“

„Ich kann ja auch klopfen“, meinte Hanna.

„Das laß mich man lieber machen“, tat Jakob besorgt, „so zarte Knöchel und so ein großes Tor!“ – Auch er hatte nicht so rechte Lust, dem Bürgermeister mit dem „besorgten“ Blumenstrauß Auge in Auge gegenüberzutreten. –

Es war nun nicht mehr weit bis zum Wohnhaus des Bürgermeisters. Weil sie sich aber noch immer nicht einig waren, machten sie einen Umweg. Der führte sie über den Marktplatz. Rings um das Kaiser-Otto-Denkmal hatten Händler ihre Verkaufsstände aufgeschlagen. Das Angebot an seltenen Gewürzen, an Spezereien und Schmuck war so groß

wie schon lange nicht mehr. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg hatte sein Versprechen gehalten, der Stadt nach ihrer Unterwerfung im Jahre 1666 seine besondere Fürsorge angedeihen zu lassen. Nachdem Otto von Guericke ein Menschenalter um ihre Selbständigkeit gekämpft hatte, war es ihm nicht leicht gefallen, sich schließlich doch den kurfürstlichen Machtansprüchen zu fügen. Dennoch gab es einen kleinen, um den Stadtkämmerer Keilholz gescharten Kreis von Magdeburgern, die sich auch jetzt noch nicht mit der Lage abfanden und mit dem von Guericke unterzeichneten Vertrag unzufrieden waren. Sie wollten nicht wahrhaben, daß die Zeit der reichsfreien Städte der Vergangenheit angehörte und in einem künftigen Reich kein Platz für veraltete Sonderrechte war.

Über den Platz sprengte ein Reiter der kurbrandenburgischen Besatzung in seiner farbenfrohen Uniform. Und die Leute, denen er bei seinen täglichen Patrouillen begegnete, blickten ihm seit einiger Zeit nicht mehr gar so unfreundlich nach. Der Kurfürst war ihrem Bürgermeister wegen seiner wissenschaftlichen Experimente gewogen; schon deshalb waren sich die meisten Magdeburger darin einig, es mit den Brandenburgischen ruhig einmal zu versuchen.

„Vielleicht ist er selbst gar nicht zu sprechen!“ sagte Hanna, als sie an den Buden vorbei wieder zur Münzstraße zurückschlenderten.

„Na, eben“, stimmte Markus erleichtert ein, „es werden so viele angesehene Persönlichkeiten kommen, daß wir bestenfalls bis in den Hausflur vorgelassen werden.“

„Da wird dann irgendeine alte Kochfrau oder der Stallknecht uns in Empfang nehmen . . .“ spann Jakob den Faden weiter.

„. . . und die ganze Geschichte ist im Handumdrehen erledigt!“ machte Hanna sich und den anderen Mut.

„Gewiß“, bekräftigte Markus ihre Worte mit einem unbekümmerten Lächeln und schritt, den Strauß nun wieder stolz erhoben, kräftig aus. „So ein berühmter Mann hat mehr zu tun, als sich um uns zu kümmern.“

Und Jakob fragte: „Ob berühmte Leute überhaupt so wie wir Geburtstag feiern – mit Kuchen und Wein und lautem Hallo . . .?“ –

Sie mußten noch oft an diesem Nachmittag an Jakobs Frage denken. Denn bald darauf saßen sie an einer langen, festlich dekorierten Tafel und wurden Zeuge manch geistreicher Trinksprüche. Ab und zu war aber auch das ganze Zimmer von fröhlichem Gelächter der Geburtstagsgesellschaft erfüllt. Mittelpunkt war natürlich der Bürgermeister, grauhaarig und schon ein wenig gebeugt, mit einem Gesicht, in dem das Erleben der Zeit mit all ihrem Hader, ihrem Kampf und ihren Prüfungen tiefe Spuren hinterlassen hatte. Klar und ungealtert waren seine Augen, die die Fähigkeit zu haben schienen, Menschen und Dingen mit einem einzigen Blick auf den Grund ihres Wesens schauen zu können. Wenn er sprach, war seine Stimme ruhiger denn je, dabei aber noch immer energisch wie einst, da er die Bürgerwehr zur Verteidigung der Stadt auf die Barrikaden rief. Und die Hände, die einst Brückenpfeiler und kaiserliche Mantelsäume umfaßten, stürmende Rosse lenkten und elektrische Funken erzeugten, ungezählte Rezesse und Eingaben verfaßten und so viele physikalische Instrumente erbauten, diese Hände

sahen noch nicht so aus, als ob sie von ihren tausendfältigen Mühen schon auszuruhen trachteten.

„Womit gedenkt Ihr, hochverehrter Herr Bürgermeister, uns in allernächster Zeit zu überraschen?“ erkundigte sich eine der anwesenden Damen mit einer nur allzu deutlich zu Schau getragenen Neugier.

Guericke machte ein ernstes Gesicht, lehnte sich in seinem mit einer Girlande aus frischem Buchsbaum umkränzten Sessel zurück und sagte: „Mit einem von mir in aufreibender Nachtarbeit ausgeklügelten, in vielen beschaulich verlaufenen Experimenten bewährten, von manch einem der hier Anwesenden lange ersehnten — — —“





Die sensationslüsterne Dame rutschte, in der Meinung, sogleich eine welterschütternde Neuigkeit zu erfahren, unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. Der Bürgermeister machte eine Pause, griff hinter sich in eine Schranknische und fügte, eine Karaffe auf den Tisch stellend, lächelnd hinzu:

„... Pfefferminzlikör!“

Alles lachte – bis auf die Dame, die sich um ein Erlebnis gebracht sah. Und dann trank man. Hanna, Markus und Jakob hielten sich während des am Kuchen schadlos. Die überstandenen Aufregungen vor dem Tor und später im Flur und zuletzt im Arbeitszimmer des Bürgermeisters hatten hungrig gemacht. – Geklopft hatten sie alle drei und gratuliert desgleichen, und die Blumen... ja, die Blumen hatte niemand von

ihnen zu überreichen gewagt. Das hatte vielmehr ein Küchenmädchen besorgt. Sie fand den Strauß auf der Treppe, wo er Markus, mehr gewollt als aus Versehen, aus der Hand gerutscht war. Hanna hatte dazu etwas Unverständliches von „Zinsen“ und „Unwandelbarkeit der Natur“ gestammelt. – Der Bürgermeister war trotzdem recht erfreut gewesen und hatte sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen zu bleiben aufgefordert. – „Für die Überraschung sorgt Petrus heute einmal!“ griff der Ratmann Rosenstock die Worte von vorhin auf. Er deutete in den Garten, wo zwischen den kahlen Bäumen das Licht eines kraftlosen Sonnenballes mit den vor dem Winde treibenden Nebeltüchern rang.

„Wer hätte das heute vormittag vorherzusagen gewagt . . . Sonnenschein nach dieser Waschküche . . .“

„Das Wettermännchen!“ antwortete Henning, der im Sommer desselben Jahres seinen fünfundfünfzigsten Geburtstag gefeiert hatte und seinen Freund, den Bürgermeister, nun bereits volle vierzig Jahre kannte. „Schade, daß es der alte Lieberenz nicht mehr erlebt hat. Sein Wettermännchen – ein Stück von der alten Linde am Petriförder.

„Stimmt“, lächelte Guericke mit zurückhaltendem Stolz, der sogleich den härtesten Zug in seinem Gesicht mit einem stillen, freundlichen Glanz verklärte. „Der Luftdruck ist gestern abend schon gestiegen.“ Und es hörte sich an wie die selbstverständlichste Sache von der Welt. Und nur wenige von denen, die einen interessierten Blick zum Fenster hinaus auf die mit Weingeist gefüllte Glasröhre warfen, ermaßen die Bedeutung dieser seltenen Forschungstat. – Seit seiner ersten Wettervorhersage, der Ankündigung eines großen Sturmes aus dem plötzlichen Fallen des Luftdrucks, waren bereits zwölf Jahre vergangen. Inzwischen hatte das Wettermännchen durch seine Verbreitung im In- und Auslande den Namen Guericke in einem großen Teil Europas bekannt gemacht.

Die Sonne, die sich in einzelnen Strahlen in der gläsernen Röhre brach, huschte auch über seine Hände. Guericke hielt still und blickte versonnen vor sich nieder.

Auf Wunsch der Gäste gab Henning manche besinnliche, aber auch

manche lustige Erinnerung an die mannigfachen Reisen preis, die ihn an der Seite des Bürgermeisters kreuz und quer durch die Lande geführt hatten. – In der Meinung, Ausführlicheres darüber in dem Guericke's Namen tragenden Buche nachlesen zu können, das auf der Fensterbank lag, blätterte Hanna darin, als sich die Tafel auflöste und die Gäste in einzelnen Gruppen plaudernd beieinanderstanden. Der gesamte Text war in Lateinisch abgefaßt, und als sie sich den Titel ins Deutsche übersetzt hatte, war sie ein bißchen enttäuscht. Sie legte das vor wenigen Monaten zu Amsterdam erschienene Werk wieder beiseite.

„Und ich dachte, es sei etwas Interessantes“, sagte sie, an Markus gewandt, der sich mit Jakob gerade die in einer Silberschale beieinanderliegenden Glückwunschschriften ansah.

„*Otonis de Guericke Experimenta nova – ut vocantur – Magdeburgica de vacuo spatio . . .*“, las nun Markus, „Otto von Guericke's neue, sogenannte Magdeburgische Versuchsreihen über den leeren Raum. Ursprünglich von dem verehrungswürdigen Pater Kaspar Schott, Mitglied der Gesellschaft Jesu und Professor der mathematischen Wissenschaften am Akademischen Gymnasium zu Würzburg, bekanntgegeben. Jetzo aber von dem Erfinder Otto von Guericke, gebürtig aus vornehmerm Geschlecht und Bürgermeister von Magdeburg, selbst vollständiger ans Licht gegeben und um mannigfache andere Versuchsanordnungen bereichert.“ Er hielt inne. „Was denn – und da sagst du, das sei nicht interessant?“ fragte er Hanna mit vorwurfsvollem Gesicht.

„Etwas Interessanteres gibt es ja überhaupt nicht!“ redete nun auch Jakob auf sie ein. „Überleg doch mal: Ein Wissenschaftler berichtet über seine Forschungen . . . Ein Magdeburger . . . die ganze Welt wird aufhören!“

„Dazu kommen gleichzeitig Ausführungen über das Gewicht der die Erde umgebenden Lufthülle“, übersetzte Markus weiter, während Hanna dabeistand und sich bemühte, die Begeisterung der Jungen zu teilen. „ . . . über die wirksamen Weltkräfte und über das Planetensystem wie auch über die Fixsterne und den unermesslichen Raum, der sich zwischen ihnen wie außerhalb dieser dehnt.“ Er schlug den Deckel auf.

„Und ob die Welt aufhorchen wird“, sagte Markus leise und voller Bewunderung vor sich hin. „Es wird sein wie damals, als man über Leonardo da Vincis physikalische Forschungen etwas erfuhr . . .“

„Oder wie vor vierzig Jahren, als Galileis ‚Und sie bewegt sich doch!‘ die Gemüter erregte“, ergänzte Jakob.

„Ich verstehe ja nicht viel davon“, versuchte Hanna ihr vorschnelles Urteil zu berichtigen. Aber hängt denn nun wirklich so viel davon ab, ob die Menschheit weiß, wie der Raum da oben bei den Sternen beschaffen ist, ob es ein Vakuum gibt oder nicht und ob eine geriebene Schwefelkugel kleine Federn anzieht oder wieder abstößt . . .“

Die Jungen sahen sich verblüfft an.

„Hat der Mensch so was schon gehört!“ entrüstete sich Jakob. „Der Kurfürst persönlich hat dem Bürgermeister gratuliert und ihm weitere Erfolge gewünscht. Da in der Schale liegt ein ganzer Stapel Glückwunschschaften beieinander . . . Aus England sogar, aus Italien und Holland. Sogar ein Kurierschreiben von dem berühmten Mathematikprofessor Schott ist dabei und ein von Leibniz und von dem Magister Grambach aus Göttingen . . .“

„Von Doktor Grambach“, staunte Markus, der von den erbitterten Auseinandersetzungen Guericques mit diesem Scholastiker der alten Schule bereits gehört hatte. „Hat er sich allem Anschein nach doch eines Besseren besonnen . . .“

„Zugegeben!“ antwortete Hanna, „eine bewunderungswürdige Sache das Ganze! Versteht mich nicht verkehrt . . . Aber worin besteht denn nun der praktische Wert der großartigen Einfälle des Bürgermeisters?“

Markus und Jakob wollten sie zunächst auslachen, aber bei weiterem Nachdenken über ihre Frage überlegten sie sich's und suchten nach einer Erklärung.

Da sich unter den übrigen Gästen ebenfalls eine lebhafte Unterhaltung entspann, hatten sich Hanna und die Freunde in eine Zimmerecke zurückgezogen. Des Bürgermeisters fürsorgliche Gattin hatte sie mit kandierten Früchten versorgt. Die aßen sie, während die Erwachsenen dem Pfefferminzlikör zusprachen.

Ein neu angekommener Gast trank auf die Gesundheit und das Wohlergehen des Geburtstagskindes. Alle übrigen Gäste stimmten darin ein. Als der Stadtkämmerer Keilholz die Wünsche dahingehend auf die Zukunft der Stadt ausdehnte, die eingebüßten Rechte möchten trotz allem noch nicht für ewige Zeiten verloren sein, sahen alle Augen erwartungsvoll auf den Jubelgreis.

„Silentium“, sagte Otto von Guericke und klopfte an sein Glas. „Die Zeit ist ein eigenwillig Ding, niemand vermag sie festzuhalten, keiner sie restlos zu bezwingen. Sie rinnt uns davon wie Sand zwischen den Fingern und ist den Armen wie den Reichen, den Knechten und Königen nur geborgt.“ – Er machte eine Pause. Seine Augen blickten eine Weile stumm ins Leere, als wollten sie den dornenvollen und doch so erfolgreichen Weg abschätzen, der hinter ihm lag. – „Ich denke zurück an die Zeit vor vierzig Jahren, da ich inmitten der Asche und der Hoffnungslosigkeit unserer Stadt meinen Freund Henning fand. Er war ein Knabe, dessen Locken mir so zahlreich schienen wie seine munteren Lieder, die er auf der Violine spielte. Wir sind zusammen alt geworden, und seine Lieder, die auch die meinigen geworden sind, haben im Laufe der Jahre manches von ihrer Unbekümmertheit eingebüßt . . .“ Guericke lächelte auf eine demütige, abgeklärte Weise, die das Gesicht eines alten Menschen liebenswert erscheinen läßt. Unversehens entstand Bewegung in der Runde.

Man sah sich nach dem breitschultrigen Mann mit dem wettergebräunten Gesicht um, der mit dem Bürgermeister mancherlei Gefahr und Sorgen geteilt hatte. Henning zwinkerte, leicht vornübergeneigt, dem Bürgermeister verständnisvoll zu. Der legte die Unterarme auf die Tischkante, so daß sich die Fingerspitzen seiner Hände leicht berührten. Dabei erwiderte er den Blick mit so viel Herzlichkeit, daß Gottfried Keilholz in einem Winkel seines Herzens ein wenig Eifersucht darüber empfand.

„Ja, Freunde – wir sind allesamt älter geworden“, nahm Guericke sodann den Faden seiner Rede wieder auf, „älter und einsichtiger in die unabänderlichen Gesetze des Lebens. Und das ist gut so. Leben heißt vorwärtsschreiten, sich und sein Stückchen Welt, sein Hauswesen und

sein Handwerk weiterentwickeln und vervollkommen. Jeder so, wie er es versteht. Unsere Welt ist unsere Stadt, freilich, aber eine andere Stadt als vor vierzig Jahren. — So wie auf den Trümmern überlebter wissenschaftlicher Anschauungen über die Zusammenhänge in der Natur ein neues Gedankengebäude errichtet wird, wächst eine neue Stadt zwischen dem Schutt der alten empor. Diese Stadt aber muß sich neuen Gesetzen fügen. Die Älteren unter uns werden das vielleicht nicht verstehen. Doch bedenkt — es geht nicht um uns . . .“

Er schwieg erneut und beobachtete die Wirkung seiner Worte auf die Gäste. Gottfried Keilholz blinzelte vor sich hin. Sechs Jahre war es her, seit der Große Kurfürst dem langwierigen Kampf um die Unabhängigkeit Magdeburgs ein Ende bereitete. 15000 Soldaten hatten die Stadt umzingelt und so den Rat gezwungen, sich ihm zu unterwerfen. Die Bürgerschaft hatte nur zögernd zugestimmt, dem Kurfürsten und dem Administrator Erbhuldigung zu leisten. Der angedrohten Waffengewalt gegenüber war schließlich auch ein Otto von Guericke machtlos gewesen. Er hatte in den Kloster Bergeschen Vergleich einwilligen müssen.

„Der Kampf zwischen dem Alten und dem Neuen ist hier wie überall die Grundbedingung jeder Entwicklung“, sagte der Bürgermeister. Aus seinen Augen sprach die tiefe Überzeugungskraft des Gelehrten, der mit seinen Forschungen selbst den Fortschritt förderte. Diese Entwicklung aber macht es erforderlich, daß eine Stadt wie Magdeburg aufhört ein Vakuum im deutschen Land zu sein. Nur so kann sich etwas Neues, Umfassenderes im Verhältnis der Städte und Fürstentümer zueinander anbahnen.“

Der Bürgermeister erhob sich. Über sein schmales, von dem weißgrauen Haupthaar belebtes Gesicht huschte ein zuversichtliches Leuchten, als er sein Glas ergriff. „Magdeburg, unsere geschlagene und wieder auferstandene altherwürdige Heimatstadt an der Elbe, wird sich auch in Zukunft behaupten. Leihen wir ihr die Kraft unserer Arme und die Liebe unserer Herzen, dann wird sie bleiben, was sie immer war: Eine Feste deutschen Bürgersinns und protestantischen Geistes!“

Unter dem Beifall der Anwesenden stieß Gottfried Keilholz als erster

mit dem Bürgermeister an. Dann tranken sie; und er, der Älteste unter ihnen, erschien ihnen so jung und so unerschütterlich wie sein Glaube. – Erst jetzt sahen Hanna und die Freunde von der gemeinsamen Lektüre der „Experimenta nova Magdeburcia“ auf. – Nun, da die Jungen ihr an Beispielen klargemacht hatten, welchen Wert die Guericke'sche Forschungstat für die Wissenschaft besaß, begann sie auch die praktische Bedeutung seiner Erkenntnisse zu ermessen. Er hat es fertiggebracht, die Wahrheit zu ergründen, dachte Iska mit einem Gefühl der Hochachtung. Und er hat allen Menschen einen Weg zum Gebrauch ihres Verstandes gewiesen. Wer, statt zu glauben, was man von ihm verlangt, selbständig denken kann, ist auch imstande, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden, überlegte sie. Zugleich vergegenwärtigte sie sich der Forderung der Kirche, das Denken, als vom Teufel gesandt, aus der Welt zu verbannen. Es war eine unsinnige, und auf die Dauer wohl auch unhaltbare Forderung. Sie hemmte den Fortschritt, aber sie hielt ihn nicht auf. –

„Und dabei fing alles so harmlos an“, sagte Markus und deutete auf eine der im Text eingestreuten Abbildungen. „Mit einer Rose und einer Schwefelkugel. Wirkende Weltkräfte nannte er's, dieses geheimnisvolle Etwas . . . Wenn man sich eine solche Erscheinung ins Riesenhafte vergrößert vorstellt . . . dazu einen Faden, der imstande ist, diese Kraft weiterzuleiten . . .“

„Was muß da statt der bewegten Bohnen, der Papierschnitzel und der Daunenfedern alles bewegt werden können“, griff Jakob den Gedanken auf und sann mit schmalen Augen vor sich hin. – Und dann sagte er: „Oder diese Eigenschaft der Luft, bei Vorhandensein eines leeren Raumes ihren Druck in vorher bestimmbarer Weise zu entfalten. – Gewehr-kugeln fliegen fort, Gefäße werden zertrümmert, ja, sechzehn Pferde sind kaum imstande, diesen Druck durch ihre Kräfte aufzuheben . . .“

„Wenn das, was hier noch in sich ruht, richtig wirksam wird, irgendwie tätig, angreifend, verstehst du, dabei gesteuert“, ergänzte Markus die Vorstellung des Freundes und preßte wie suchend die Fäuste gegeneinander. „Eine solche Kraft . . . kannst du dir ein Bild machen, was das



einmal bedeutet“, redete er auf Hanna ein, ohne Notiz davon zu nehmen, daß sich das Zimmer inzwischen geleert hatte. „Das ist ein gewaltiger Anfang, verstehst du. Alles ist einmal Idee und Gedanke gewesen, bevor es Gestalt annahm.“

Hanna wußte nun, wie sie es meinten und nickte gedankenversunken vor sich hin.

„Man darf natürlich nicht nur von heute bis morgen denken“, warf Jakob ein. Er wollte noch mehr sagen, als das Küchenmädchen, das die Blumen gefunden hatte, ins Zimmer trat und sie fragte, warum sie nicht

mit hinuntergegangen seien. — Da wurde ihnen erst bewußt, daß sie über ihrer erregten Debatte ganz und gar die Aufmerksamkeit für das vernachlässigt hatten, was inzwischen um sie herum geschehen war. —

Als sie als letzte in den schon ein wenig dämmrigen Hof eilten, sahen sie die ganze Geburtstagsgesellschaft bereits neben einem galgenartigen Gerüst stehen. Unter Scherzen und Lachen ergriffen sie einen über eine Rolle am Oberteil des Galgens laufenden Strick.

„Was hängt denn da unten dran?“ erkundigte sich Hanna, an die Jungen gewandt.

„Ein Metallzylinder, wie es aussieht“, antwortete Markus interessiert, „obendrin steckt ein Stempel . . .“

„Luftdicht eingepaßt vermutlich“, fügte Jakob fachmännisch hinzu.

„Ach, so — und unten dran befindet sich eine Vorrichtung zur Befestigung des Zylinders an dem Hauptmast, seht ihr?“

Otto von Guericke stand, in seinen Mantel gehüllt, daneben und forderte die etwa fünfunddreißig bis vierzig Gäste auf, den Stempel so weit wie möglich hochzuziehen. Inzwischen brachte Henning eine luftleer gemachte Glaskugel angeschleppt.

„Paß auf, Hanna, was jetzt geschieht“, machte Jakob das Mädchen aufmerksam. „Gleich wird er den Ventilhahn vom Zylinder in den Rohrstutzen der Glaskugel schieben und beide Hähne öffnen.“

„Und dann? Was geschieht dann?“

„Ganz einfach“, erklärte Markus, der bereits Einzelheiten über die Versuchsanordnung vorhin in Guericke's Buch nachgelesen hatte, „die Luft aus dem Zylinder dringt mit voller Wucht in die Kugel ein. Der Luftdruck von außen aber preßt den beweglichen Stempel im gleichen Augenblick in den Zylinder.“

„Unmöglich!“ stritt Hanna, „den Stempel halten doch die vierzig Menschen fest!“

In diesem Augenblick öffnete der in der Dämmerung nur noch undeutlich erkennbare Bürgermeister die Ventile. In der gleichen Sekunde schnellten die angewinkelten Arme und die gegen den Boden gestemm-



einmal bedeutet“, redete er auf Hanna ein, ohne Notiz davon zu nehmen, daß sich das Zimmer inzwischen geleert hatte. „Das ist ein gewaltiger Anfang, verstehst du. Alles ist einmal Idee und Gedanke gewesen, bevor es Gestalt annahm.“

Hanna wußte nun, wie sie es meinten und nickte gedankenversunken vor sich hin.

„Man darf natürlich nicht nur von heute bis morgen denken“, warf Jakob ein. Er wollte noch mehr sagen, als das Küchenmädchen, das die Blumen gefunden hatte, ins Zimmer trat und sie fragte, warum sie nicht

mit hinuntergegangen seien. — Da wurde ihnen erst bewußt, daß sie über ihrer erregten Debatte ganz und gar die Aufmerksamkeit für das vernachlässigt hatten, was inzwischen um sie herum geschehen war. —

Als sie als letzte in den schon ein wenig dämmrigen Hof eilten, sahen sie die ganze Geburtstagsgesellschaft bereits neben einem galgenartigen Gerüst stehen. Unter Scherzen und Lachen ergriffen sie einen über eine Rolle am Oberteil des Galgens laufenden Strick.

„Was hängt denn da unten dran?“ erkundigte sich Hanna, an die Jungen gewandt.

„Ein Metallzylinder, wie es aussieht“, antwortete Markus interessiert, „obendrin steckt ein Stempel . . .“

„Luftdicht eingepaßt vermutlich“, fügte Jakob fachmännisch hinzu.

„Ach, so — und unten dran befindet sich eine Vorrichtung zur Befestigung des Zylinders an dem Hauptmast, seht ihr?“

Otto von Guericke stand, in seinen Mantel gehüllt, daneben und forderte die etwa fünfunddreißig bis vierzig Gäste auf, den Stempel so weit wie möglich hochzuziehen. Inzwischen brachte Henning eine luftleer gemachte Glaskugel angeschleppt.

„Paß auf, Hanna, was jetzt geschieht“, machte Jakob das Mädchen aufmerksam. „Gleich wird er den Ventilhahn vom Zylinder in den Rohrstutzen der Glaskugel schieben und beide Hähne öffnen.“

„Und dann? Was geschieht dann?“

„Ganz einfach“, erklärte Markus, der bereits Einzelheiten über die Versuchsanordnung vorhin in Guericke's Buch nachgelesen hatte, „die Luft aus dem Zylinder dringt mit voller Wucht in die Kugel ein. Der Luftdruck von außen aber preßt den beweglichen Stempel im gleichen Augenblick in den Zylinder.“

„Unmöglich!“ stritt Hanna, „den Stempel halten doch die vierzig Menschen fest!“

In diesem Augenblick öffnete der in der Dämmerung nur noch undeutlich erkennbare Bürgermeister die Ventile. In der gleichen Sekunde schnellten die angewinkelten Arme und die gegen den Boden gestemm-

ten Beine ruckartig nach vorn. Man war verblüfft und lachte ungläubig auf. Und als man auf den Zylinder starrte, war der Stempel darin tatsächlich verschwunden.

Man wiederholte den Versuch – der Erfolg war derselbe.

„Und ihr meint, wenn man sich den Vorgang, dieses durch Luftdruck bewirkte Niederstampfen des Stempels in rascher Aufeinanderfolge vorstellt . . .“

Die Jungen unterbrachen sie durch eine unwillige Bewegung des Kopfes. Sie dachten an ihre selbstgebastelten Wagen, an die Urahnen der Automobile und der Lokomobilen.

„Fällt dir nichts auf?“ fragte Jakob den Freund, „dieser Zylinder . . . und das Auf und Ab des Stempels . . .“

„Ei, freilich . . .!“ rief Markus da plötzlich aus, während um sie her schon alles dunkel war, die Sterne glommen und ein Knecht die große Stallaterne anzündete . . . –

„Das ist der Anfang der Dampfmaschine!“

„Unsinn!“

„Doch, doch! – Guericke hat, freilich unbewußt, den Anfang dazu getan.

„Huyghens, Papin und Newcomer habe die Sache fortgesetzt . . .“

„. . . bis James Watt 1769 die fix und fertige Dampfmaschine konstruiert hat.“

„Na, und das war wiederum der Anfang zur Lokomotive von heute.“

„Ach, das gehört ja überhaupt nicht hierher!“

„Klar, noch viel mehr — denkt an das Vakuum, an den durch Guericques Luftpumpe zum erstenmal künstlich erzeugten luftleeren Raum. In so undsovielen Einrichtungen des täglichen Lebens finden wir ihn wieder . . .“

„Den luftleeren Raum?“

„Klar!“

„1672 – so'n Unsinn!“

„Laß doch mal, stimmt schon – es hängt allerhand daran . . .“

„Wenn man bloß mal bedenkt . . . bei den Quecksilberdampfgleichrich-

tern zum Beispiel muß der Quarzglaskolben, der das Quecksilber enthält, luftleer gemacht werden . . .“

„Wir schreiben das Jahr 1672 . . ., da weiß kein Mensch etwas von Quecksilberdampfgleichrichtern“, schaltete sich Iska mit in die unter einem guten Dutzend Altersgenossen entfachte Diskussion ein. „So kommen wir doch nicht zu Rande . . .“

Man hatte Verständnis. Ordnung mußte sein. Iska führte Regie, und Regie führen heißt leiten und verantworten. Also brusselte man noch ein bißchen vor sich hin, besann sich dann aber auf den Zweck des Vorhabens und wartete auf das Zeichen zum neuen Einsatz.

*

Da stimmt doch etwas nicht, werdet ihr sagen. – Zeichen zum neuen Einsatz . . . Iska führt Regie . . . Wieso denn das mit einem Mal? Davon wissen wir ja überhaupt nichts. Und außerdem: Warum fängt denn nicht irgendwo ein neues Kapitel an? Man merkt ja kaum, wo die Vergangenheit aufhört und die Gegenwart beginnt.

Kunststück, versetzt euch mal in die Rolle von Markus, Jakob und Hanna und der anderen alle (oder muß das nun etwa schon wieder Harald, Rudi und Iska heißen?) . . . Sie waren doch mit Feuereifer bei der Sache. Wahrscheinlich hättet ihr in der Hitze des Gefechts auch vergessen, an der Stelle haltzumachen, wo die Grenzen zwischen Spiel und Wirklichkeit, zwischen damals und heute unmerklich ineinanderfließen.

Übrigens fand die „Geburtstagsgesellschaft“ das anfangs ganz in der Ordnung so. Sie wollte ganz genau wissen, was aus der Sache mit dem Zylinder und dem Stempel mit dem angebundenen Strick geworden war. Aber halt – jetzt ist natürlich wieder von der Gegenwart die Rede. Und um es noch deutlicher auszudrücken, sei hinzugefügt, daß es sich bei diesen „Geburtstagsgästen“ um eine ganze Schar neuer Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft handelt. Wie es dazu kam?

Ganz einfach! – Man war auf der Suche nach einem „neuen“ Otto von Guericke und „viel Volk“ für die letzte Szene im Hofe des Guerickeschen

Grundstücks. Darum hatten Iska und die Freunde notgedrungen mit den anderen Klassenkameraden Fühlung aufgenommen. Sie hatten so lange isoliert voneinander gearbeitet. Jeder wollte die Art und Weise seiner Studienmethoden bis zum Tage der Preisverteilung geheimhalten. Nun aber, da sie auch „viel Volk“ und einen „annehmbaren Guericke“ brauchten, fiel ihnen ein Stein vom Herzen, als Iska ihnen vorschlug, gemeinsame Sache zu machen. Denn schließlich durfte ja der Erfolg ihrer Arbeit nicht daran scheitern, daß sich jeder sein Süppchen selber kochte. So wurde am Ende aus lauter kleinen und zum Teil auch unscheinbaren Spielchen ein einziges Großes, zu dessen Gelingen jeder seinen Teil beitrug. Und statt vieler Miniaturbasteleien bauten sie alle gemeinsam einen ausgewachsenen Zylinder aus Wellpappe und Kistendeckeln, der an einem Galgen in Originalgröße hing.

Dreizehn hielten, von viel Hallo und fachkundigen Reden begleitet, den Stempel an einer Wäscheleine fest, einer spielte den Henning und zwei – Rudi und Harald — die Jungen Markus und Jakob. Nur Guerickes Rolle blieb nach wie vor unbesetzt, weil es niemand mit Eberhart Hildebrandts Stimmbruch aufnehmen konnte. Iska, die zugleich die Rolle Hannas sprach, führte, mächtig aufgereggt, aber nicht ein bißchen von oben herab, Regie.

Und dann fing man an:

Vom Bierfaß – Vakuum zur Atomphysik

„Los, nochmal von der Stelle ab, wo der Knecht die Laterne anzündet“, schlug Iska vor. „Die paar Sätze noch, dann haben wir’s geschafft.“

Die Spieler gingen auf ihre Plätze und Harald steckte zum zehntenmal den durchgeschwitzten Seidenpapierkragen zwischen Hals und Pullover fest, zog die Stirn hochdramatisch in Falten und sagte: „Ei, freilich – fragen wir ihn doch einmal selbst.“ Er machte ein paar Schritte in Richtung auf die Tür und fuhr dann fort: „Herr Bürgermeister, ach bitte, eine Frage . . .“

„Ja, was denn?“ antwortete jemand, während sich die Tür geöffnet hatte. Otto von Guericke höchstpersönlich. – Iska kippte im ersten Moment vor Erstaunen fast vom Stuhl. Auch Harald und Rudi blieben vor Schreck die eingeübten Worte im Halse stecken. Das war doch gar nicht vorgesehen. Ihr Guericke lag im Bett und hatte Angina.

„Nanu, warum so zurückhaltend?“ fragte Guericke und sah amüsiert von einem zum anderen. „Da ist die Jugend vor zweihundertachtzig Jahren kecker gewesen. Oder habt ihr etwa auch gerade ‚Zinsen‘ eingetrieben?“

Das war beileibe nicht Eberhart Hildebrandts Guericke. Dieser hier war so unerhört echt in Aussehen, Sprache und Gebärde, daß sie alle vor einem Rätsel standen, mit wem sie es eigentlich zu tun hatten.

„Übrigens – gar nicht übel“, lächelte er dann und griff nach den auf dem Tisch liegenden Zeichnungen. „Versuch mit den Magdeburger Halbkugeln auf dem Reichstag zu Regensburg im Jahre 1654“, stand unter dem einen der von den einzelnen Gruppen angefertigten Bilder. Sie hatten ihnen bei ihrem Versuch, die Vergangenheit zu verlebendigen, wertvolle Dienste geleistet. „Guericke auf der Flucht vor schwedischen

Reitern“, lautete der Text zu einem weiteren Bild. „Sehr schmeichelhaft“ schmunzelte Guericke, „ich sehe ja aus wie ein römischer Gladiator beim Wagenrennen. Aber sonst ganz echt. Mein grauer Reisemantel und das ängstliche Gesicht von Hochwürden . . . sehr gut!“

Iska sah sich im Kreise um. Sie blickte in lauter verblüffte Gesichter. Kein Mensch ahnte, was gespielt wurde, aber alle bewahrten Disziplin.

Guericke, der sich solange mit sichtlichem Behagen an ihrer Betroffenheit geweidet hatte, legte die Zeichnungen aus der Hand und begann danach, in einem der Stöße engbeschriebener Bogen zu blättern. „Aus dem Leben eines großen Physikers und Diplomaten“, las der weltberühmte Mann die Beschriftung einer blauen Mappe.

Rudi bekam ein bißchen Herzklopfen, denn die Aufsätze in der blauen Mappe stammten von ihm. „Vorn auf der ersten Seite befindet sich ein Personenverzeichnis“, erklärte er und wischte sich vor Eifer die aufgetragene Augenbrauenfarbe über die Stirn. „Ich kann ja die Stellen, wo es lustig zugeht, streichen“, sagte er dann ein wenig unsicher. Vermutlich haben Sie . . . habt Ihr . . . haben Sie nicht soviel zu lachen gehabt . . .“

„Aber nicht doch, junger Freund, der Frohsinn ist des Menschen kostbarster Besitz.“

„Na, also!“ rief Rudi Blank erleichtert aus und klopfte dabei Iska freundschaftlich auf die Schulter. „Du hast doch gemeint, die amüsanten Stellen müßte ich ’rausnehmen . . . gelehrte Männer seien ernst und vornehm und nicht lustig.“

„Verhalten sie sich denn anders als gewöhnliche Sterbliche?“ erkundigte sich Guericke verwundert.

„Na, ich dachte, sie sind vernünftiger und würdiger“, wandte Iska ein.

„Wenn man nur weiß, wo man sie wiederfindet, dann kann man die Würde von Zeit zu Zeit getrost einmal beiseite legen“, lächelte Guericke.

„Ansonsten wird sie zum Kreuz. Und wer beladen ist, hat keine rechte Freude am Schaffen.“ Dann nahm er wiederum die blaue Mappe zur Hand, nickte befriedigt und blätterte weiter.

„War’s so, Herr von Guericke?“ fragte Rudi voller Ungeduld.

„Warum nicht?“ antwortete der und strich sich nachdenklich den ergrauten Bart. „Gesprochen und geschrieben haben wir freilich zu der Zeit etwas anders . . . aber immerhin – bis jetzt bin ich mit mir zufrieden; das sollte euch genügen!“

Da gab's natürlich Gelächter.

„Mit dem hier auch?“ wollte Harald wissen und deutete auf ein paar von ihm in mühseliger Kleinarbeit angefertigte Apparate nach Guericke-schen Vorbildern. „Übrigens haben die anderen auch Mappen, Bilder und Modelle beige-steuert . . .“

Der Gast besah sich alles sehr genau, prüfte Gläser und Röhren, Zylinder, Ventilhähne und Gestelle. Er lächelte erfreut und fragte schließlich, indem er eine Miniaturausgabe seiner Schwefelkugel mit dem Ausdruck der Wiedersehensfreude zur Hand nahm: „Ja, aber nun sagt mir mal um alles in der Welt, wie ging denn die Geschichte weiter? Oder wird etwa immer noch mit meiner Kugel herumexperimentiert?“

Harald merkte sofort, daß ihm der berühmte Mann auf den Zahn fühlen wollte. Und weil er ihm gern zeigen mochte, daß sie in den vergangenen Wochen ganze Arbeit geleistet hatten, war er auch gleich mit einer gelungenen Erklärung bei der Hand. „Runde fünfzig Jahre war man auf Ihre Kugel angewiesen; dann erst wurde die Kleistsche Flasche zur Ansammlung elektrischer Kraft erfunden . . .“

„Interessant. Und dann?“

„Dann entwickelte Volta am Ende des 18. Jahrhunderts die Erscheinung des elektrischen Stromes weiter“, deutete Rudi den Verlauf der Dinge an. „Später ging's mit Riesenschritten voran . . . das Licht, die Glühbirne, die Funktechnik . . .“

„Kaum zu glauben“, staunte Guericke ziemlich echt. „Das hätte ich nicht für möglich gehalten . . . meine gute, alte Schwefelkugel – Stammutter der gesamten Elektrizität . . .“

„Das ist noch nicht alles“, winkte Harald, nun erst richtig warm geworden, ab. – Hatten sie sich aus Freude an der Sache wochenlang mit den Guericke-schen Erfindungen beschäftigt, warum sollten sie jetzt den Spaß nicht vollenden. Der leibhaftig erschienene Held ihrer Freizeit-

beschäftigung besaß eher als jeder andere Anspruch auf exakte Auskünfte.

„Haben Sie schon mal was von Rundfunk und Tonfilm gehört?“ fragte einer von den anderen Historikern mit einem Augenzwinkern.

„Dazu braucht man Verstärkerröhren“, fügte Iska hinzu und sah sich hilfesuchend nach Rudi um, weil sie nicht genau erklären konnte, was es damit auf sich hat.

„Moment mal“, unterbrach Guericke sie da, „was gehen mich Verstärkerröhren an.“

„Sie haben es der Industrie, genau genommen, doch erst ermöglicht, daß sie im Laufe der Zeit solche Röhren entwickeln konnte . . .“

„Die Verstärkerröhren sind das A und O der Rundfunk-, Film- und Fernsehtechnik . . .“

„Rundfunk? – Film? – Fernsehen? – Nie daran gedacht“, brummte Guericke und schüttelte den Kopf. „Mir ging es um das Vakuum!“

„Na also!“ lachte Harald, „da haben wir’s. Die Elektronen folgen nämlich nur im luftleeren Raum den Steuerkräften des Gitters . . . Warum sollen wir Ihnen das noch genauer auseinandersetzen“, unterbrach er sich dann, „das verstehen Sie doch nicht. Dazu müßten Sie nämlich noch runde zweihundertfünfzig Jahre älter werden.“

Damit hatte Guericke nicht gerechnet. Er sah von einem zum anderen und kam bei der Fülle der Fachausdrücke und dem Tempo der erhaltenen Belehrungen nicht einmal mehr zu Zwischenfragen.

„Oder denken wir an die Zuckerfabrikation“, sagte Rudi und zog sich den Seidenpapierkragen endgültig aus dem Pulloverausschnitt. „Ohne Vakuumpfanne wäre da nichts zu machen.“

„Was heißt das?“

„Daß den Zuckerfabriken, die aus Rüben Raffinade produzieren, dieser Vakuumbehälter unentbehrlich geworden ist.“

„Unentbehrlich?“

„Ja, Rübensirup kristallisiert nur unter Luftabschluß, verstehen Sie?“

Otto von Guericke nickte, aber das Nicken glaubte ihm niemand, weil es so mechanisch geschah. „Wirklich allerhand“, sagte er dann und besah

sich erneut eines seiner allerersten Pumpenmodelle, das einer der Jungen erbaut hatte. – Die Laterne blakte und zauberte in die vor Eifer und Neugier geweiteten Augen der Umstehenden einen eigenen Glanz.

„Das ist aber immer noch nicht alles, was die Menschheit Ihren Erfindungen zu verdanken hat“, meldete sich sodann ein blonder Lockenkopf zu Wort. „Überall in der Welt gibt es chemische Fabriken, die aus Steinkohle oder Holz Chemikalien gewinnen . . .“

„Tun sie das etwa auch unter Benutzung meines Vakuums?“ wollte Guericke wissen.

„Die Fabriken verwenden dazu große Destillationsapparate“, gab Harald bereitwillig Auskunft, „das sind komplizierte Einrichtungen, in denen die Kohle oder das Holz so lange erhitzt wird, bis es sich zersetzt.“

„Auch die Anlagen zur Gefriertrocknung dürfen wir nicht vergessen.“

„Was ist denn das schon wieder?“

„In solchen Apparaten verdunstet Wasser schon bei dreißig Grad Kälte. Das spielt bei der Penicillin- und Serumherstellung eine große Rolle.“

Guericke schüttelte ziemlich ratlos den Kopf. „Wüßte nicht, daß ich mich jemals mit der Verfertigung so eigentümlicher Apparaturen beschäftigt hätte.“

„Das nicht“, erwiderte der Lockenkopf, aber alle diese Instrumente und Geräte arbeiten unter vermindertem Luftdruck.“

„Ah, unter vermindertem Luftdruck . . .“ Seine Mienen hellten sich auf.

„So, so . . . Ja, dann fühle ich mich allerdings doch zuständig.“

Iska hatte das Licht angeknipst, weil das Petroleum der Lampe mittlerweile verbraucht war.

Guerickes Blick fiel auf ein neuzeitliches Barometer, das nicht die geringste Ähnlichkeit mehr mit seiner Riesenröhre aufwies.

„Da staunen Sie, was, Herr Guericke?“ sagte ein Mädchen, als sie den berühmten Mann still in sich hinein lächeln sah. „Solche Barometer gibt’s heute in der ganzen Welt. Die Wetterstationen arbeiten sogar mit Geräten, die den Luftdruck, die Temperatur und den Feuchtigkeitsgehalt der Luft selbsttätig aufschreiben . . .“

„Wenn das mein Wettermännchen noch erlebt hätte . . .“

„Tja, Herr von Guericke, die Meteorologie erstreckt sich über die ganze Erde . . . anders wie zu Ihrer Zeit. Viele Stationen stehen miteinander funktentelegraphisch in Verbindung, und jedes Land fertigt Tag für Tag seine eigenen Wetterkarten an.“

„Sehr tüchtig!“ stellte er anerkennend fest, „wirklich aller Ehren wert, was man im Laufe der Jahrhunderte aus meinen Ideen entwickelt hat.“

„Die Glühbirne hier über uns ist, nebenbei gesagt, auch so gut wie luftleer“, machte einer von den Jungen den hohen Gast aufmerksam.

„Dacht’ ich’s mir doch“, flüsterte der und blinzelte in das grelle Licht.

Im selben Augenblick gingen Iska und Harald ein Seifensieder auf. Vor ihnen stand Onkel Leopold, daran bestand nun gar kein Zweifel mehr. Onkel Leopold in einem solchen Aufzug, lächelnd sogar . . . mehr noch, vergnügt und richtig aufgekratzt . . . Gewonnen! dachten die Geschwister, einwandfrei gewonnen, und die Herzen hüpfen ihnen vor Freude. Aber sie beherrschten sich und schwiegen einstweilen noch über das, was sie wußten.

„Aber warum luftleer?“

„Damit der Glühdraht nicht verschmort“, erhielt er prompt zur Antwort.

„Der Sauerstoff der Luft begünstigt die Verbrennung.“

Aufgeweckte Gesellschaft, dachte Onkel Leopold alias Otto von Guericke bei sich. Weiß Gott, sie haben sich geändert.

„Kein Krankenhaus ohne Röntgenstation, keine Röntgenstation ohne luftentleerte Röntgenröhre“, sagte jemand.

Und Harald fügte hinzu: „Bei der Höhensonne ist’s ganz ähnlich.“

„Und wodurch erreicht man das Vakuum?“ tat Onkel Leopold weltfremd. „Doch wahrscheinlich immer noch mit meiner Kolbenpumpe, nicht wahr?“

Die Jungen und Mädels sahen einander an. Einige schüttelten kaum wahrnehmbar mit den Köpfen. Harald erwartete von Rudi eine passende Antwort und Rudi von Harald. Aber beide schwiegen. Darüber hatten sie eigentlich noch gar nicht richtig nachgedacht.

„Heutzutage besorgen das Molekularluftpumpen“, piepste da plötzlich

die Stimme eines kleinen, unscheinbaren Mädchens im Hintergrund. – Und einer von den Jungen meinte: „Diffusionspumpen sind noch leistungsfähiger. Es gibt welche, mit denen man eine Verdünnung bis zu $\frac{1}{1.000.000.000}$ des Atmosphärendrucks erreicht.“ Und mit einem nachsichtigen Lächeln an Guericke gewandt: „Sie müssen wissen, diese neuartigen Pumpengeräte werden ausschließlich elektrisch betrieben und können kaum noch mit ihrer Vorgängerin verglichen werden.“

Zwei Köpfe überlegen genauer als einer, dachte Harald währenddes, und die siebzehn Köpfe einer kompletten Arbeitsgemeinschaft wissen mehr als drei einer kleinen Gruppe. – Rudi war auch der Meinung, daß sie sich künftigen Aufgaben unbedingt gemeinsam widmen mußten.

„Nun, vermutlich arbeiten sie aber noch immer nach demselben Schema wie meine damals“, stellte Guericke befriedigt fest. „Und was die technische Vervollkommnung anbelangt – in 300 Jahren darf man wohl einiges erwarten. – Aber sagt mal, was ist eigentlich aus meinem Unterdruckgewehr geworden?“ wandte Guericke sich sodann an Harald.

„Unsere Luftgewehre arbeiten mit Überdruck“, winkte der ab und hielt das Thema damit für erledigt.

Aber das spillerne Mädchen mit dem blassen Gesicht war anderer Ansicht. Es zog einen Vergleich zu den modernen Rohrpostanlagen und meinte, daß diese Einrichtung mit den durch Saugluft vorwärts bewegten Patronen doch eigentlich recht deutlich an das Unterdruckgewehr erinnere. – Die anderen stimmten ihm zu.

Guericke schmunzelte befriedigt. „Dann hätten wir wohl alles beieinander . . . Rundfunk, Tonfilm und die chemische Industrie. Dazu die verschiedensten Instrumente und Apparate . . . Oder habe ich mit meinen Erfindungen etwa ganz unbewußt noch bei der Begründung irgendeines anderen Zweiges der Technik Pate gestanden?“ Er sah, mit der einen Hand auf den Tisch gestützt, erwartungsvoll von einem zum anderen.

Wo mag er bloß die stielechten Schnallenschuhe, die am Knie zusammengebundene schwarze Pluderhose und den dreiviertellangen, rehbraunen

Rock herhaben, überlegte Iska indes. Sieht aus, wie eben einem Stich des 17. Jahrhunderts entstieg . . .

„Genaugenommen gehört natürlich auch die Atomphysik dazu“, sprach Rudi seine Vermutung vor sich hin. „Die Wissenschaft vom luftleeren Raum ist aus der Physik nicht fortzudenken.“

„Ein halbes Pfund durch Atomzertrümmerung zum Zerfall gebrachtes Blei in ein rotglühendes Bleibad von 20 Tonnen geworfen, würde so viel Atomkraft entwickeln, daß damit der Energiebedarf der ganzen Welt für mehr als zehn Monate gedeckt werden könnte! – Jawohl, Herr von Guericke, da staunen Sie, wie?“ trumpfte Harald auf.

„Wobei, wie gesagt, zu beachten ist, daß die Atomzertrümmerung im Vakuum vor sich geht“, ergänzte Rudi.

Guericke nickte. „Im luftleeren Raum . . . die Atomzertrümmerung . . . eine respektable Angelegenheit. Und wer denkt schon noch daran, daß die ganze Geschichte mit einem gewöhnlichen Bierfaß angefangen hat.“

„Aber bedenken Sie doch, was die Menschheit von heute aus dem primitiven Experiment gemacht hat. Zwanzig Tonnen Blei – der Energiebedarf der ganzen Welt für zehn Monate . . .

„Zehn Jahre!“ berichtigte Guericke so ganz nebenbei, „verlaßt euch drauf, für zehn Jahre. So ganz unbewandert bin ich nämlich in der Physik nicht.“

Sie sahen ihm verdutzt in das ganz vorzüglich herausstaffierte Gesicht mit der künstlich verlängerten Nase. Es war fast so, als bedurfte es erst des verrutschten Schnurrbarts auf des Onkels Oberlippe, um sie daran zu erinnern, daß dieser Guericke, obwohl er nicht der echte Guericke war, doch echt sein könnte. Und seine Antwort erinnerte sie zugleich noch daran, wie verkehrt es war, etwa geringschätzig auf seine Forschungstaten herabzublicken. – Diese Feststellung beschäftigte sie so sehr, daß sie eine Weile schweigen mußten, schweigen und nachdenken . . . Es war ganz still im Raum. Auf dem Vertiko stand der Trompeter von Säckingen mit aufgepusteten Backen und erhobener Trompete und schwieg auch.

„Wenn man das so sieht, wie ihr euch alle um mich bemüht“, sprach der

Mann mit dem Guerickegesicht bedächtig vor sich hin, „dann möchte man glauben, daß die Magdeburger mir niemals unrecht taten.“

Iska und die Freunde sahen sich ungläubig an. Welches Unrecht meinte er jetzt, fragten sich die Geschwister. Etwa das, was ein paar gewissenlose Strolche damals, gleich nach dem Bombenangriff 1945, mit dem Diebstahl der Fernrohlinsen an ihm begingen? Oder meinte er das Unrecht, das sich der Rat der Stadt von 270 Jahren – vier Jahre also vor Guericke's Tod – erlaubte, indem er ihm, dem Achtzigjährigen, die Zahlung gewisser Entschädigungen versagte? – Merkwürdig, dachte Iska, daß sich die beiden peinlichen Begebenheiten im Spiel auf die Person Onkel Leopolds vereinigen. Und sie dachte weiter: Das darf nie wieder passieren, daß ein Mann wie Guericke in Unfrieden von Magdeburg schied. Er verbrachte seinen Lebensabend in Hamburg, weil man nicht den Mut hatte, sich zu einem Unrecht zu bekennen.

Es war nun wieder still im Raum. Die Jungen und Mädels drucksten ein wenig herum. Ahnten sie bereits, wer in Wirklichkeit vor ihnen stand?

„Warum sagt ihr denn nichts mehr?“ fragte sie Otto von Guericke und öffnete die Tür.

„Wir haben da nämlich auch noch eine Scharte auszuwetzen“, gab Rudi kleinlaut zu, indem er sich zum Sprecher der ganzen Gemeinschaft machte. „Onkel Leopold gegenüber. Das ist ein Naturwissenschaftler und Astronom unserer Stadt. Aber das haben wir schon ausgemacht: Ganz gleich, wer auch im Guericke-Wettbewerb gewinnt – von dem Gegenwert der Preise kaufen wir erst mal die Fernrohlinsen, die sie ihm damals gestohlen haben . . . Wir fühlen uns alle dafür verantwortlich.“

Onkel Leopold wurde es unter seiner Maske heiß. Schwitzend trat er einen Schritt zurück und lehnte sich an den Türpfosten. Das haben sie sich also vorgenommen . . . sie wollten die Scharte auswetzen. Und dabei hatte er sie überraschen wollen. – Onkel Leopold mußte lange zurückdenken, um sich eines ähnlichen Glücksgefühls zu erinnern. Und dann lächelte er und sagte, indem er Guericke seine Stimme lieh: „Das söhnt mich aus mit meinen Magdeburgern – das söhnt mich restlos

aus . . .“ Und dann ging er. Aber im Flur drehte er sich noch einmal um und meinte: „Am Sonnabendnachmittag sollt ihr alle zu mir, ich meine zu ihm, zu Onkel Leopold, in die Dachstube zum Fernrohrgucken kommen, hat er mir bestellt.“

Iska hatte sich umgedreht und kniff vergnügt ein Auge zu, was soviel heißen sollte wie: Merkt ihr denn noch immer nichts?

Doch bevor die Jungen und Mädchen ihrer Begeisterung so recht Luft machen konnten, fügte Onkel Leopold, von der verhaltenen Freude der Jungen und Mädels angesteckt, gutmütig lächelnd hinzu: „Ihr wißt doch – einen Blick da hinauf und zwei auf die Erde . . .“

Und während sich die Tür hinter dem weltberühmten Mann ganz langsam schloß, hatte sich den Freunden bereits der ganze Weltenraum mit seinen Schönheiten und seinen Rätseln und seinen ewigen, mit silbernen Zeichen in den Samt der Nacht gestickten Fragen aufgetan.

INHALT

Die Sache mit dem Firlefanz und was dahinter steckt	5
Eine Flasche voll Luft aus der Spitze des Doms	18
Wieso ein ganz vernünftiger Mensch mit einer eigensinnigen Feder Hokuspokus treibt	37
Er steht doch mit dem Satan im Bunde	62
Eine Stadt kämpft um Freiheit und Recht	76
Die seltsame Wandlung des Obristen	96
Von der „Gerechtigkeit“ der locker sitzenden Taler	115
Warum Gericke einen Scholastiker zu den Maulwürfschickte	129
Das Geheimnis der Magdeburger Halbkugeln	145
Von des Lebens unabänderlichen Gesetzen	163
Vom Bierfaß-Vakuum zur Atomphysik	181



Gesamtherstellung
Philipp Reclam jun. Leipzig

